



Aus Rigas Schicksalsjahren

(1914 und Folge)

von Percy Meyer

Baltischer Verlag und Ostbuchhandlung G. m. b. H.
Berlin

1922

Aus Rigas Schicksalsjahren

(1914 und Folge)

von Percy Meyer

Baltischer Verlag und Ostbuchhandlung G. m. b. H.
Berlin
1922.

Vorwort.

Konnte die alte Hansestadt an der Dünamündung schon vor 1914 auf eine selten wechselreiche Geschichte zurückblicken, so hat das jüngste erschütternde Weltengeschehen die schweren Ereignisse in schwindelnd jäher, schier nicht abreißenwollender Folge über Riga ergehen lassen, als wollte es in knappen sieben Jahren das rekapitulieren, was die überragende der vorgeschobenen Stellungen mitteleuropäischer Kultur einst in sieben langen Jahrhunderten erlebt und erlitten hat.

Die vorliegende Sammlung von Schilderungen und Einzelbildern aus Rigas Schicksalsjahren erhebt keinen Anspruch auf eine historisch lückenfreie Übersicht oder Rückschau auf alle jene Vorgänge, deren Zeuge und Opfer Riga und seine dahinschmelzende Bevölkerung lezthm gewesen ist. Wohl aber soll mit diesem Bändchen eine ziemlich abgeschlossene kulturgeschichtliche Darstellung der Hauptbegebnisse und ihrer Begleiterscheinungen geboten werden, die in banger Zeit über der alten Stadt hereinbrachen, ihre Einwohnerschaft hart anpacten, sie durcheinanderwirbelten und die nun offen zu Tage liegenden tief einschneidenden Wandlungen verursachten, an denen viele noch heute schwer tragen.

Der die Skizzensammlung einleitende Rückblick auf „Heimat und Völkerwanderung“ soll den Auftakt geben zu den in chronologischer Reihenfolge sich anschließenden Einzelabschnitten, die ja auch den Boden unserer Heimat gar machten für das zeitweilig üppige Aufkeimen jener Giftblüten, die, im raffenden Kriegsgewinnlertum wurzelnd, die kleine Folge der Erzählungen grotesk abschließen; das sind eben Gegenwartstatsachen. In diesem Rahmen spielen die sich überstürzenden Geschehnisse der knappen, aber für Riga folgenschweren fünf roten Monate naturgemäß die Hauptrolle. Und die Schilderung der letzteren würde ihren vornehmsten Zweck nicht verfehlen, wenn sie nun, da Bolschewismus und Kommunismus wieder einmal auf der Tagesordnung unserer Zeit stehen, dazu beitragen würden, denen, die sie nicht erlebt und nicht am eignen Körper empfunden haben, den Blick zu schärfen für die richtige Beurteilung der menschenfeindlichen scharlachroten Woge, deren Schaumfleier die abstoßende Basiliskenerscheinung der roten Internationale nur dürftig verhüllen.

An der Heimatstadt und ihrer Zukunft sollen wir aber deshalb nicht verzweifeln.

Der Verfasser.

Inhalts-Verzeichnis.



	Seite
Vorwort	3
I. Heimat und Völkerverwanderung (1914—1921)	5
II. Rigas deutscher Tag (3. September 1917)	10
III. Meister Hannes (3. September 1917)	17
IV. Rote Freiheit	20
V. Der Bolschewisteneinfall (2. u. 3. Januar 1919)	23
VI. Die Priester des Kommunismus	26
VII. Ums liebe Brot	28
VIII. Proletarierparade (1. Mai 1919)	35
IX. Die Erlösungsfunde (22. Mai 1919)	38
X. Der Beilträger	42
XI. Das Dorf der Sieben	45
XII. Der verstaatlichte Rosenduft	49
XIII. Rotstein und Leberecht	53

Heimat und Völkerwanderung.

(1914 — 1921.)



Unter der kritischen Lupe der Wissenschaft des letzten Menschenalters hat manche traditionell geheiligte Ueberlieferung die Nachprüfung nicht bestanden. Ein Schwall historischer oder ethnographischer Reminiszenzen mußte, leichten oder schweren Herzens, zum alten Eisen geworfen werden.

Auch die neuen Thesen von der vorgeschichtlichen Völkerwanderung sind aus den uns in der Quinta oder Quarta eingetrichterten petrefakten Ueberlieferungen herausgewachsen — ohne deshalb jedoch viel überzeugender zu wirken als das früher kritiklos hingegenommene Material.

Inzwischen sind wir Zeugen oder Mitbeteiligte von Völkerzügen gewesen, deren Ausmaß und Bedeutung uns vielleicht nur deshalb nicht allezeit gegenwärtig gewesen oder geblieben ist, weil andere Ereignisse von ragenderer Augenblicksbedeutung die Hauptaufmerksamkeit für sich in Anspruch nahmen und die Völkerwanderungen ganzer Gebiete zeitweilig übersehen ließen.

Danik, die ansteckendste aller Epidemien, wirkte auf die Massen suggestiv und treibend, während Gewalt auch die letzte Besonnenheit, geschweige denn die natürliche Opposition beteiligter Kreise niederzwang. Die Folge waren fluchtähnliche Volksmassenzüge von solchem Umfange und solcher Hast, wie sie die klassische Zeit der Völkerwanderung, wenigstens in unserer nordischen Heimat am Ostseerande, kaum erlebt haben wird.

Das mit dem 1. August 1914 jäh hereinbrechende Ereignis erzeugte, einem unkundigen Eingriff in ein Bienenhaus gleich, eine Erregung, die binnen weniger Stunden und Tage ungezählte Zivilpersonen aus der Bahn warf, um sie in abziehendes Militär zu verwandeln. Parallel damit vollzog sich bei uns die Flucht vom Strande, die im Banne der Panik die Flüchtlinge selbst auf den Wagendächern Platz suchen ließ.

Für Reichsdeutsche und Oesterreicher bot sich in den ersten 2—3 Tagen noch Gelegenheit zum Ueberschreiten der Grenze, aber schon die „Sebina“ blieb im Rigaschen Hafen liegen und die

rigorose Ausweisung „feindlicher“ Staatsangehöriger nach dem russischen Osten hub an. Zug für Zug verließ täglich den Bahnhof mit Verbannten — „guten“ und „schlechten“ Deutschen und Österreichern, von denen, die „guten“ sarkastisch lächelnd die Zigarre rauchten, die „schlechten“, vielleicht verrufte Mitteleuropäer, das russische Zeitungsblatt ostentativ in der Hand hielten. Der süße Mob fragte nicht nach politischer Gesinnung oder Muttersprache, er johlte und piff unterschiedslos den mit jedem Zuge abfahrenden „Sündenböcken“ nach.

Nach diesen ersten Ueberlassen hatten sich unsere großen städtischen Menschenreservoirs beruhigt und die nachsickernden Blutstropfen empfanden sie einstweilen nur wenig noch. Das flache Land aber trug sein Schicksal mit der Ergebenheit und dem Stoizismus, der die Scholle eignet. Erst der deutsche Frühjahrssturm 1915 ließ uns als Neuerscheinung ganze Flüchtlingskarawanen kennen lernen, die vom Lande kamen. Im Mai zogen nach und über Riga Scharen von Litauern mit Weib und Kind, mit Wagen und Vieh. Die Leute in ihren Winterpelzen, häufig nur mit Pasteln anstelle der später erst für jeden Landmann so selbstverständlich gewordenen Schäftensiefel, sahen verstört und müde aus. Schon nach wenigen Tagen folgten ihnen Landleute aus Unterkurland, ebenso niedergeschlagen oder tief erschüttert wie die Litauer, aber auf besseren Wagen und mit reichlicherem Viehbestande.

Gruppe für Gruppe zieht ein Hofbestand nach dem andern daher: 2—3 Wagen mit den alten Wirtsleuten, dem Gesinde und ihrem Nachwuchs zwischen kranken alten Leuten und wimmernden Brustkindern. Vor und zwischen den einzelnen Wagen, die in Kästen und Körben die beste Habe des Hauses bargen, der Stolz des Bauern — Kinder, Schafe und Schweine, das Geflügel in Verschlägen.

Und doch ist es nur der Rest des Viehbestandes, in den die Militärrequisitionen und der lange Weg schon klaffende Lücken geschlagen haben. Dieser Rest aber ist erschöpft und von Kräften gekommen. Grunzend trottet die Sau daher, umgeben von quietschenden Ferkeln, kläffend umspringt der Schäferhund die blöde Herde und manche geifernde oder schon taumelnde Kuh offenbart alle Anzeichen der Klauenseuche. In den Straßengraben aber und an den Wegrändern liegen die aufgeblähten Kadaver.

Stieren Blickes schaut der Wirt auf den unter seiner Hand zerrinnenden Rest seiner Habe, auf die ihm entgleitende Frucht seiner Lebensarbeit. Für 50 Kopeten gibt er ein Hühnervolk oder ein Schaf hin, für 10—20 Rubel eine Kuh, bevor sie ihm fällt. Die zur Lübeckbrücke führenden Straßen wimmeln von berufs-

mäßigen oder zufälligen Aufkäufern, aber auch von Zuschauern, denen nur die glühende Neu- und Habgier aus den Augen blickt. Denn der Durchschnitts-Großstädter ist Nomade, der das tiefe Leid des mit Haus und Hof verwachsenen, nun aber von dort vertriebenen und derart entwurzelten Landmannes nicht ahnt.

Schluchzend reibt sich eine Frau die geröteten Augen. Sie vermag den Verlust nicht zu verschmerzen oder sich zu verzeihen, daß sie in kopflos banger Hast für das Jüngste — den Hahn ins Tuch gewickelt und den für andere komischen — der Altknecht hinter ihr kann sich einer mokanten Lächelns nicht erwehren —, für sie und das Kind verhängnisvollen Mißgriff erst auf dem zwanzigsten Kilometer erkannt hat, als schon die Schrapnells nachdrängender feindlicher Stoßbatterien über den Köpfen der unterschiedslos miteinander vermischten flüchtenden Kosakenwadronen und Landleute schrill barsten.

Langsam verebbte diese Flut. Noch langsamer und zögernd wich sie zurück, um anderen Flüchtlingszügen zu begegnen. Wieder waren es Zeltwagen, aber mehr Kästen, Koffer und Bündel in ihnen. Kein Vieh begleitete sie, höchstens daß etwas Fasel mitgeführt wurde. Aber zahlreicher waren die Insassen, besonders zahlreich die Kinderschaar, sorgsam in Tücher gehüllt, aus denen lebhaft, dunkle Augen staunend und gespannt in die Welt blickten, die diesen rigoros ausgesiedelten litauischen und kurischen Kleinstädtern hier in der Großstadt so viel Neues bot.

Auf der Brücke erwarteten sie kleine Gruppen ernster junger Landsleute. Den Leuten in den Wagen steckten sie Zettel zu mit den Worten: „Do hot Ihr a Kärtel, do sullt ihr schlafen. Ihr durft achelen (müßt essen); nate noch a Kärtel!“ Schweigend nahmen es die Ausgesiedelten entgegen, kaum daß ein Frauenmund zum Dank die Lippen bewegte. War es doch selbstverständliche jüdische Unterstützung elementar betroffener Landsleute!

Auf die Flüchtlingswellen im Mai folgten die Wogen im Hochsommer 1915. Sie boten das Frühjahrsbild im Größten. Hatte jener Wanderzug 3—4 Tage gewährt, so dauerte dieser 8—10 Tage. Aber als Novum zeigte er Führen mit vor der Zeit geschnittenem grünem Korn am Halm, daß eher dem Troß zugute kommen sollte als dem Feinde. Soweit hatte der Krieg schon neue Erfahrung sammeln lassen, während Haß und Erbitterung noch dauernd wuchsen.

Sie nahmen derart zu, daß plötzlich die Versekung, in pragi die Vernichtung der Industrie anbefohlen wurde. Zögernd kam man diesem selbstmörderischen Erlaß nach, aber schonungslos und restlos wurde er binnen Jahresfrist durchgeführt. Und mit den aus den Fundamenten herausgerissenen Maschinen mußten auch mittel- oder

unmittelbar mit ihnen verwachsene etwa zweimahlshunderttausend Rigenfer und Südlivländer die Heimat verlassen.

Verödet lagen die Vorstadtstraßen und die Dünazone da. Im Stadtzentrum drängte sich alles zusammen, um Holz und Licht zu sparen. In den Wäldern Livlands kampierten von der Scholle vertriebene Landleute, die nicht nach Rußland wollten oder konnten. Das Leben während des Krieges wurde für viele zum Martyrium. Für manchen Petersburger, nannte er sich auch Petrograder, und Moskowiter wurde es jedoch zur Quelle leichten und blühenden Erwerbs.

Die Massenflucht im September 1915, als die Deutschen bis Bersenmünde herangerückt waren, war die letzte. Weitere Menschentribute heischte der Krieg nur noch in ungezählten homöopathischen, darum aber in Summa kaum geringeren Dosen.

Zäh hatte mancher kurische Landmann mehr als zwei schwere Jahre in oder bei Riga ausgehalten, und für ihn war die deutsche Besetzung der Stadt die willkommenere Gelegenheit zur Rückkehr auf die angestammte Scholle, die er freilich häufig nur als nackte Scholle vorfand.

Die Ereignisse folgten nun kaleidoskopartig: die Besetzung Livlands und Estlands bedeutete für weitere Landleute die Befreiung aus der Verbannung. Im Sommer 1918 zogen ganze Karawanen zurück, aber anders als auf dem Hinwege vor 2 $\frac{1}{2}$ Jahren: ein Pferd zog den Wagen und höchstens 2 Kühe folgten ihm. Dichtbesetzte Lastwagen holten im Herbst ganze Scharen Rückwanderer vom Bahnhof ab, während umgekehrt Wagen auf Wagen zum Bahnhof zu eilen begannen. Jene brachten in der Regel nicht viel mehr als das nackte Leben neben hohlen Schlagwörtern aus Rußland zurück, diese flohen mit dem wertvollsten Gut des Bürgerheimes vor der drohend nahenden roten Welle.

Um die Jahreswende wurden die Eisenbahnwagen gestürmt und die Landstraßen sahen zum Schluß endlose Flüchtlingskarawanen. Der 3. Januar 1919 gebot dieser Bewegung ein jähes Halt. Riga war zum großen Gefängnis geworden, das Land zum Spielball entfesselter Elemente.

Der 22. Mai desselben Jahres brachte uns wieder Tag, leider bald Sturm, der eine Wiederholung der Winterflucht im Kleinen auslöste. Mitau wurde zum Vorort Rigas, wohin viele nach vollzogenem Ausverkauf ihrer Wirtschaft sonder Reisepaß, noch Bisum führen.

Nach der Herbstepisode, einer der unberechenbaren Launen einer exzentrisch gewordenen Weltgeschichte, und dem Ostfriedensschluß begannen sich die Ventile für die rückläufige Menschenbewegung zu öffnen.

Viele Hunderttausende sind in den Jahren 1920/21 von dort zurückgekommen, mit ihnen haben tausende Reemigranten und zehntausende Kriegs- oder Zivilgefangene aus dem Westen die Heimat wiedergefunden. Diese aber hat ein anderes Gepräge angenommen. Auf dem Lande, wie in der Stadt. Ganz besonders in der Stadt, deren ragende Bedeutung bei uns alle anderen Orte und Flecken überschattet: Riga ist äußerlich, bis auf die schon merklich abgebauten Trümmer, wohl das alte geblieben, seine innere Struktur aber hat sich radikal gewandelt. Deutsche und Russen empfinden das am deutlichsten. Und das sind somit die augenfälligsten Spuren der Heimatschläge und Völkerwanderungen in schweren Jahren.

Von dreien hat einer sie alle gesehen und schwer empfunden, einer, zeitweilig verschlagen, hat die Heimat wiedergefunden, der dritte aber ist nicht mehr oder er findet den Rückweg nicht — noch nicht . . .

Rigas deutscher Tag.

(3. September 1917.)



Hatte der Schanzenkrieg vor Rigas Mauern mehr als zwei Jahre gewährt, so gelang der große Wurf, der diese strategisch und politisch wichtige russische Stellung zu Fall bringen sollte, in zwei Tagen und etlichen Stunden.

Eine Luftkreuzerfahrt am frühen Morgen bildete den Auftakt. Das Bersten der Schrapnells und Hämmern der Maschinengewehre schwillt an und nähert sich mehr und mehr, als gelte es grade demjenigen, der Zufallszeuge dieses technisch vollendeten Kampfspieles ist. Zum so und sovieltsten Male empfindet man nicht ohne eine gewisse Beklemmung den Druck der Gefahrennähe, die einige dünne Dachsparren über uns nur so wenig zu dämpfen geeignet sind. Aber kaum ist der Kulminationspunkt erreicht, so ist er auch überschritten. Das Unwetter von Menschenhand grollt weiter nach Norden zu, geht über die Stadt hinaus . . . Und schon spinnen wir willenlos den jäh gerissenen Faden der Traumgebilde fort.

Der erste Septembertag 1917 bricht an, hier noch der 18. August alten Stils. Noch ahnt die große Stadt nichts von dem zur Tatsache gewordenen, für sie umwälzenden Ereignis, dem nächtlichen Truppenübergang bei Uexküll über die Düna. Wohl sind Heeresstraßen und Militärbrücke in den Frühstunden belebter als sonst, auch rollt wieder einmal der Geschützdonner am Horizont, aber das ist schon alles dagewesen . . .

Gegen Nachmittag verdichten sich die Gerüchte von der begonnenen Schlacht. Und in der Tat, das Getöse von der kurländischen Seite her erinnert allzu lebhaft an das Trommelfeuer der beiden 1916er Schlachten vor Riga.

Schon bietet die Mitauer Vorstadt das Bild des Rückzuges. Fahrzeuge aller Art und Zweckbestimmung, von den leichten Zweirädern bis zu den schwersten Lastkraftwagen, haben die militärische Völkerwanderung eingeleitet. In kleinen ungeordneten Gruppen folgt ihnen die Begleitmannschaft. Müde schleppen sich die Leute, die schon seit dem grauen Morgen auf den Füßen sind, weiter. Hier, endlich in der Stadt, blicken sie, die aus dem Grau der rückwärtigen Stellung kommen, sich interessiert um. Uebermorgen stehen die Stadt-

wahlen bevor. Mauern, Wände und Zäune, selbst Laternenpfosten und Bäume sind mit Wahlaufrufen besetzt und überklebt. Die maximalistische (noch kannte man nicht den Kommunismus) No. 1 dominiert. Ein älterer Soldat weist auf die deutsch-bürgerliche No. 8 daneben hin und scherzt: „Selt, Genossen, dieses Mal stimmen wir gewiß für Nummer acht!“ Zeitallsgelächter gibt ihm recht.

Ist das alles? fragt man sich zu Hause. Aber schon wieder heult es über dem Kopfe. Unwillkürlich blickt man auf, ohne die Schwergeschosse wahrnehmen zu können, die, wie aus unsichtbarer Riesenfaußt geschleudert, gespenstisch und drohend von der Stadtseite herüberzischen. Mit einem Kopswenden, dem Schalle nach, folgt man ihnen, bis das Heulen sich in der Ferne verliert. Wenn sie zu kurz niedergingen! So bewußt einseitig ist man, um keinen Treffer zu wünschen. Am allerwenigsten freilich solchen in eigener Nähe. Mit Dunkelwerden kommen die letzten Nachzügler von Ciesdüna und sie wissen die grauenvollsten Dinge von der Schwerebeschießung der Bahnhofseite zu berichten.

Nachtdunkel folgt mit ununterbrochenem Bagengerassel und Pferdegetrappel. Allviertelstündlich dröhnt das Haus, die Lampe zittert im Gehänge, aber man läßt sich die Sonnabendnachtruhe, die schönste der Woche, nicht rauben. Freilich ist das häufige Erwachen nicht zu vermeiden. Dann horcht man voller Erwarten auf, um baldigst wieder einzuschlummern, bis zur nächsten stärkeren Detonation. Und so fort, ad infinitum.

Sonntagmorgen! Drang schon durch die verschlossenen Fenster deutlich der Schlachtenlärm, so ist jetzt im Freien die eherne Sprache des Krieges noch viel deutlicher zu vernehmen. Die Geschütze rasen. Sie vereinen ihr Gebrüll zu einem mächtigen drohenden Getöse, als hätte sich dort an Kurlands Grenze und am Oberlauf der Düna der Groll von Jahren aufgespeichert, der nun, dem Verhängnis gleich, unaufhaltsam und mit elementarer Wucht jeden Widerstand zu Boden ringt.

Ganze Kompagnien und Bataillone passieren die zu den Düna-
brücken führenden Straßen. Die Leute sind apathisch. Hier kauern Erholungsuchende an den Waldhügeln, indes andere ein frisches Grab zuschaukeln, darin sie einen gebettet haben, der seinen Wunden erlag. Selten führt ein Offizier die Mannschaften. Meist trifft man die Führer in kleinen Gruppen auf Nebenwegen, wo sie, kaum geduldet, sich befangen umblicken und dem Massenzuge zu enttrinnen suchen.

Hier und da flattert am Fahnenstange das gresle rotseidene Tuch mit langatmigen Schlagworten in Goldlettern. Nur daß diese Attribute der Revolution in schreiendem Gegensatz zum gegenwärtigen ungeordneten Rückzug stehen. Schon verständlicher erscheint die eben auftauchende blaugelbe Fahne mit der Aufschrift „Wilna Ukraina“

(Freie Ukraine). Ihr folgen in geschlossenem Zuge die Söhne der Steppe. Reiterei an der Spitze, endlich Fußtruppen, die alle auf dem Umwege über den Norden der südlichen Heimat zustreben. Ein Stück Weltgeschichte ist es, das sich hier vor unseren Augen abspielt, das wir dieses Mal nicht im gedruckten Buche lesen, sondern in einer Vielartigkeit, die Widersprüche birgt und Aufschlüsse verweigert, dem ewigen und unendlichen Buche des Lebens entnehmen.

Aber nun ebbt die Flut mählich ab. Immer geringer wird die Zahl der Rückzügler. Da brüllt es plötzlich in nächster Nähe auf. Es ist ein Bersten, das scharf das Trommelfell angreift. Fortab wiederholt sich die methodische Fernbeschiesung, dieses Mal aus den Großgeschützen, die die Rückzugsstraße bestreichen.

Von den künstlich geschichteten Dünen des Peterparkes sehen wir plötzlich die Erde sich auftun, aus der eine mächtige Rauch- und Sandsäule etliche Häuser hoch aufsteigt und langsam zerstäubt. Es ist die Wirkung der Schwergeschosse, die auch dem Kriegsgewohnten für einen Augenblick den Atem verschlägt.

Das dünne, graubraune Band am Rantsdamm wendet wie auf Befehl zurück. Mann nach Mann, die meisten ohne Waffe, alle müde, verdrossen, schweigend, den Blick auf den Boden geheftet, stapfen sie langsam daher. Nur Ruhe wollen sie, sei es auch auf Kosten der Gefangennahme. Wohin Landsmann? Ein mißtrauischer Blick, keine Antwort. Erst später bei Dunkelwerden erklärt einer, es gehe nach Sassenhof. So laute der Befehl!

Auch im Walde beegnet man einigen Leuten, hier welchen vom ersten lettischen Schützenbataillon, die ausweichend in deutscher Sprache antworten. Sie suchen ein passendes Nachtlager.

* * *

Die letzte russische Nacht ist über Riga hereingebrochen. Nach Mitternacht sieht man gen Osten und Süden den Himmel blutrot gefärbt. Hinter Hausdächern und Gartenbüschen wogt der Gluttschein auf und ab. Es ist, als brennten ganze Stadtviertel.

Dann kommt der Morgen des 21. August, der nach Mittag nach dem neuen Stil der 3. September werden sollte. Eiliger als gestern haben es die Truppen mit dem Rückzuge. Hier und da haben Kameraden in der Nacht eine Spiegelscheibe zertrümmert, auch von ausgestellten Eswaren gekostet. Aber im allgemeinen war hier wenig zu holen. Um so reichere Beute winkt im Stadttinnern. Daß dort schon das Plündern angefangen hat, besagen zahlreiche Weiber und Halbwüchslinge, die mächtige Bündel, Paudel und Packer schleppen — Sachen, die sie früher nie in den Händen gehabt haben und deshalb so ungelent anfasseln.

Der Dampfbootverkehr mit Cisdüna hat soeben aufgehört. Ein Fährmann jedoch rudert noch für den damals horrenden Preis von 10 Rubeln pro Person hinüber. Von der Stadt her legen die letzte Böte an. Mit Zivil bringen sie auch Militärpersonen herüber, die eiligst die Nebenstraßen aufsuchen.

Umgekehrt, scheint der Heeresrückzug nunmehr den tragikomischen Höhepunkt erreicht zu haben. Ein Spaßvogel, den schwarzen Schlapphut tief im Nacken, begleitet diesen Garderobenscherz mit Worten der Selbstironie. Lachsalven belohnen seine Darstellungskunst. Ihm folgt ein Soldat, der die Saiten einer Mandoline zupft und dankbar und freundlich jedermann zulächelt, dessen staunenden Blick er auf sich gerichtet sieht.

Aber auch dieser Strom verebbt. Nur noch allviertelstündlich trifft man kleine Gruppen Rückzügler. Dagegen verläßt der Bürger seine vier Wände und an den Straßenkreuzungen sammelt sich und wächst die Schar der Anwohner. Aufgeregt gestikulierend läuft eine Frau herzu. Ihr Kopftuch flattert im Winde, es sind, wie erst bei ihrem Näherkommen zu bemerken ist, die aufgelösten Haarsträhnen. Stoßweise preßt sie die Worte hervor, sie würden gleich die Hessesche Fabrik sprengen. Dann eilt sie weiter, andere warnen, nicht achtend der spöttischen Nachrufe, das Innere des großen Werkes sei seit Jahr und Tag abtransportiert. Was soll denn da noch gesprengt werden!

Eine heftige Detonation gibt der Frau recht. Alles eilt nach Hause zurück. Dort noch ein Fragen und Berichten, als plötzlich das Haus in seinen Grundfesten erbebt, ein Donnerkrachen auf unser Trommelfell hämmert und klirrend die Scheiben springen. Von allen Nachbarhäusern rieselt es gleichfalls Glas. Wimmernd liegt die Jüngste in Scherben. Ein Sprung, sie ist aufgerissen. Und befreiend ist das Aufatmen, denn das Würmchen ist unverletzt.

Von der Hesseschen Fabrik erheben sich drohend die schwarzen Rauchsäulen, die schier ins Unendliche wachsen wollen. In ihr Dunkel züngeln rote Flammenbänder hinein. Inzwischen sind die Leute aus den Häusern gestürzt, bleich und verstört, einige reisefertig mit Hut und Mantel, aber nur mit Schuhen an den Füßen, andere mit dem Hausrock ohne Kragen, ja, einer mit einem absonderlichen Schlips, der bei genauerem Hinzusehen sich als Werttäschchen entpuppt, Selbst und Schmucksachen bergend, die im tödlichen Schreck eiligst zusammengerafft sind. Die weibliche Jugend kämpft noch mit den Tränen, die Kleinen schreien und weinen. Das Wort „Marodeure“ schwirrt in der Luft und gießt Öl ins Feuer der Panikstimmung, die andererseits durch fortlaufende, wenn auch schwächere Detonationen und umherliegende, zum Teil noch glimmende Hessesche Dachseken ge-

nährt wird. Bei der herrschenden Windrichtung scheint ein Herüber-springen des Feuers auf das anliegende Quartal unvermeidlich.

Da rieselt ein dünner Regen nieder, der Wind schlägt um und treibt Rauch und Flammen nach den Park hin. Leute von der Straße, die Unterkunft, vielleicht nur Menschengemeinschaft in banger Stunde suchen, klopfen vergebens an geschlossene Pforten. Eiligst steuern mit Bündeln und Bettzeug hochbepackte Flüchtlings-farren dem Walde zu.

Jemand fordert die Herrschaften zur Generalversammlung und Beschlußfassung im Gemüsegarten auf. Aber kein Lächeln folgt dem Antrag. Bis Antragsteller einer liebenswürdigen Aufforderung folgt, um in einer Nachbarveranda die Weiterentwicklung der Dinge abzuwarten. Dort entwickelt sich bald eine anregende Unterhaltung, die über Sanskrit und vergleichender Sprachenkunde die schreiende Aufdringlichkeit des Augenblickes vergessen läßt.

Endlich hat sich der lähmende Schreck überall gelegt. Die Kalnezeemsche Straße ist leer. Es ist 2 Uhr nachmittags. Ver-stohlen lugt alles aus den Fenstern heraus. Zaghast betreten die Leute wieder die Straße und — es ist bezeichnend — man sammelt und sondert sich nach Interessengruppen. Vertreter verschiedener Lager wechseln mißtrauische Blicke. Gesprochen wird nur im Flüsterton und in den leise hingeworfenen Sätzen spielt das Wort „Der Deutsche“ die Hauptrolle.

Ein Militärwagen jagt heran. Jemand aus dem Publikum winkt zurück: Zu spät, Weg gesperrt, Brücken gesprengt! Hämisches Grinsen begleitet die Worte. Der Offizier im Wagen sucht verlegen nach Worten und läßt den Fahrer schließlich einen Seitenweg einschlagen.

Wiederum tritt Stille ein. Ein lettischer Schütze versucht mit seiner Dame einige Schritt auf- und abzuschreiten. Dann erkennen sie das Undankbare der selbstgewählten, aus dem Heroischen ins komische Fach umgeschlagenen Rollen. Und sie ziehen sich hinter die Kulissen des nächsten Gartens zurück.

Die Straße herauf kommt ein älterer Krieger. Wohin Lands-mann? Wo sind die Deutschen? Die erste Frage überhört er. Dort am Gleis sind ihre Erkunder! Geht er ihnen denn entgegen? Uebrigens was für ein Landsmann? Warschawski! Aha, der Pan ist Pole! Beim Klange der Muttersprache klären sich die angst-verzerrten Züge des Mannes auf. Ja, dort am Bahnhof versammeln sich alle Polen. Wir haben genug!

Nichts unterbricht mehr die herrschende Stille. Jedermann ahnt und sieht den Augenblick der Entscheidung nahen. Da kommen wieder etliche Mann die Straße herauf, nach Kalnezeem zu. Drei

Kadler sind es. Aber ganz langsam fahren sie, als liege Absicht darin. „Helme!“ hört man plötzlich rufen. Die „Beherztesten“ eilen ihnen entgegen, während es hinten heißt „Abwarten! Vorsicht!“ Lächerlich, wer wird sich vor deutschen Soldaten fürchten! „Guten Tag, meine Herren!“ Die drei sitzen gemächlich ab. Schon sind sie umringt. Minutenlanges Begrüßen, Händeschütteln, Ausfragen. Die zwei Bremer und der Lüneburger kommen kaum zu Worte. Sie erklären, daß sie auch zu rauchen haben. Abziehende Russen hätten sie seit Stunden nicht mehr gesehen. Die Brücke — die Düna halten die Biederer gewiß für einen Bach! — wird heute abend fertig sein. Zu essen hätten sie zu Hause genug. Ein Junge wird aufs Rad gehoben, was besonders beim zahlreich versammelten weiblichen Teil hellen Jubel auslöst — einen Jubel, in den auch Nichtdeutsche einfallen. Ein lettischer Kleinhändler, einen Kopf höher als die drei Landsturmsleute, umarmt den nächsten stürmisch, küßt ihn und erklärt jubelnd, nun sei alle Gefahr vorüber, von plündernder Soldateska beraubt und ermordet zu werden.

Da kommen unter Pferdegetrappel von der Straßenecke Lanzenspitzen und Rosköpfe hervor, nach den Dragonern lanzenlose Reiter — Offiziere auf Tieren, die das laute Durcheinander nervös tänzeln läßt. Die Spitze des Bataillons marschiert heran. Ältere und wieder ganz junge Leute, jene ganz besonders vornübergebeugt, mit roterhitzten Gesichtern, von denen der Schweiß perlt. Man sieht den Mannschaften den Gewaltmarsch an, aber ein Lied ist auf ihren Lippen. Deutsche Massenlaute — etwas bis vor einer Viertelstunde seit Jahren Unerhörtes. Doppelt packen die Worte: Wer weiß, wann wir uns wiedersehen? . . . „Ha-ah!“ Das laute Kommando unterbricht die alte und hier doch völlig neue Kriegerweise. Schon stehen und lauern die Leute lachend und plaudernd, scherzend und sich des spontanen Willkommens herzlich freuend. Aber still wendet sich manches Gesicht und es muß ein heißes Brennen sein, daß die Hand über die Augen führen läßt.

Mit konzentriertem Gesichtsausdruck bringt jemand eine mächtige Vase heran mit einem Berg von Äpfeln, die reißend Absatz finden. Auch die prallen Taschen sinken im Handumdrehen zusammen. Ein anderer, der seinen Zigarettenbestand an den Mann gebracht hat, eilt zurück, um Ersatz zu holen. Mit einer Schüssel dampfender Pfannkuchen humpelt ein braves Mütterchen heran, während eine Dame aus hoher Kanne erquickendes Naß spendet. Und ein jeder holt seinen deutschen Stammbaum hervor. Gleich melden sich feldgraue Landsleute des großväterlichen Hannoveraners oder der urgroßmütterlichen Ostpreusin.

Weitermarsch! Auch die schweren Geschosse von Dünamünde heulen wieder bedrohlich nach Thorensberg hinüber und verscheuchen die letzten Schlachtenbummler von der Straße, während Truppen über Truppen gelassen ihres Weges weiter ziehen.

Schon haben sich einige einquartiert und den Abendbummel angetreten. Ja, jener eine Mann muß sich taschenspielerisch schnell eingelebt haben, hat er doch schon seine Dame an der grünen, soll heißen feldgrauen Seite.

Wer an diesem Abend an der Düna gewesen ist, hat ein unvergeßlich wirkendes Bild aufgenommen. Eine dunkle drohende Rauchwand umsäumt den ganzen Horizont und sendet seine Schwaden überall hin. Aus der Feuersglut und dem Höllenbrodem tauchen gespenstisch die altbekannten Häusergruppen auf, das charakteristische Hansabild am Stadtufer, die Geschäfts-, Verkehrs- und Industriegebäude weiterhin. . . Ihr Schicksal schien besiegelt zu sein. Die armen Städter! hört man bang rufen. Und schon werden einige Böte bestiegen, um nächste Angehörige aus Feuergefahr zu erretten.

Da, ein scharfer Kommandoton von der Mole und eine zurückweisende Handbewegung. Eine Kugelspritze belfert auf, andere gesellen sich hinzu und die schmalen Rohre speien Rauch und spitze Flammenzungen schräg über das Wasser zum Elevator, wo Hyänen des Schlachtfeldes hasten und raffen. Schon sind die Rohre verfummt und zögernd paddelt der Probedampfer zur Stadt hinüber, von der die Zivilbevölkerung momentan völlig abgesperrt ist. Rechts gewahrt man die beiden geborsteten Eisenbahnbrücken mit schräg ins Wasser hineinragenden Teifen, näher zu uns die verglimmenden Reste der Militärbrücke, während links am Horizont von der anderen Brücke nur drei Flammenpunkte zu bemerken sind, die das Wasser zu nähren scheint.

Hinter dem Elevator steigt jetzt eine Flammen- und Rauchsäule turmhoch auf. Wir zählen, zählen, bis das Donnerrollen über das Wasser heranbraust. Wiederum ein Munitionslager in die Luft geflogen! Und wieder ist das Heulen der Festungsgeschosse zu vernehmen. Nach Thorensberg zu verliert es sich, bis ein dumpfes Dröhnen den Aufschlag meldet.

Noch immer verharret das Publikum am Ufer und nimmt das packende Bild der brennenden Stadt auf — ein Bild, das bei weitem grandioser als der tatsächlich dadurch hervorgerufene Schaden, sich unvergeßlich dem Gedächtnis aller einprägt als das größte Ereignis des an Ereignissen überreichen großen Tages, des in seinen unauslöschlichen Einwirkungen unvergeßlichen dritten Septembers 1917. . .

Meister Hannes.

Eine „historische Ballade“ aus Rigas Wendestunde 3. September 1917.



Hört ihr das Heulen der Granaten?
Das ist des Krieges nächtlich Atem!
Hört ihr die fernern dumpfen Stimmen?
Das ist des Aufruhrs wild Beginnen!

Habt ihr durchwacht die bangen Nächte
mit Fragen, was der Morgen brächte,
bis schon der erste fahle Schimmer
unmerklich drang in euer Zimmer? . . .

Wenn nicht, vernehmet jene Kunde,
da Rigas ernste Wendestunde
des Meister Hannes breiten Rücken
mit Sorgen schwer schien zu erdrücken:

Der Rückzug währte schon drei Tage
und niemand löste noch die Frage,
wie sei das Sengen, Rauben, Plündern
in letzter Stunde zu verhindern.

— Nun stürmen wilder die Gedanken,
indes, es gilt nicht länger schwanken:
schon sieht man sie — oh, Leser, höre! —
die ersten grimmen Marodeure.

Zwar trifft man meist wohl Marodeuren,
doch diese sind die schrecklich bösen —
und Hannes selbst pflegt zu erwähnen
das Wort von Weibern und Hyänen.

Nur ungern kann er sich entschließen
den Scharren heute aufzuschließen,
drin Braten, Schweinskopf, Wurst und Schinken,
auch andre Sachen lieblich winken.

Indessen kommt er zu dem Plane,
um zu begegnen argem Wahne,

vom Lebensmittelwucher nämlich,
der ihm schon früher plagte grämlich.

Und also gab er allen Kunde:

„Verteilen will ich gleich zum Pfunde
zum Einheitspreis von einem Rubel,
werd ich auch Bettler in dem Trubel.“

Noch nie in Hannes ganzen Leben
hat es so wilde Hast gegeben.
Nie hat er je sein goldnes Handwerk
verwandelt in ein solches Schandwerk.

Die Rechte hackt in höchster Eile
so Schinken, Wurst, wie Kopf und Keule,
indes die Linke nimmt dagegen
gerades Geld pro Pfund entgegen.

Und jenes Geld — das war das beste —
verschwand in Stiefel, Rock und Weste.
Als diese nicht mehr wollten tragen,
versank es langsam hinterm Kragen.

Bis daß der Leib, unübertrieben,
erschien zum Bersten aufgetrieben.
Es schwellen, da mehr Raum vonnöten,
die unteren Extremitäten,

gefrönt von aufgeblähten Lenden.
Die Kugelform naht der Vollendung.
Der Schweiß brach mächtig aus den Poren
und Hannes währte sich verloren.

Denn nun vernahm man scharfes Klingen,
wenn Spiegelscheiben plötzlich springen,
und gleich darauf ein Bersten, Krachen,
der Soldateska rohes Lachen.

Man sah, wie sie mit Kolben schlugen,
wie Weiber, Kinder, Sachen trugen,
man sah die Bajonette flimmern
und hörte johlen, schreien, wimmern . . .

Und mitten in das wilde Chaos
rief Hannes mit gequetschtem Pathos:
„Genossen, nur auf kurze Weile
Nach oben schnell zur Frau ich eile.

Sie hat es nämlich mit dem Herzen
und gerne nahm ich ihr die Schmerzen.
Ihr aber, Brüder, könnt dieweilen
die Reste unter euch verteilen."

Halb weinend, halb schon unter Lachen
warf er zu Hause ab die Sachen.
Nur die so schweren Kubellasten
tat er besonders in den Kassen.

Und blos zu einem kleinen Ballen
Ließ er in beide Taschen fallen
und eilte alsobald hinunter,
wo alles drüber ging und drunter.

Dort unter allen Parasiten
fand er alsbald die Hauptbanditen.
Sie zeigten sich durchaus verständig
und für die Scheine sehr erkenntlich.

Und gleichsam schweren Wetterschlägen,
die sich verziehn mit Wind und Regen,
sah man vertierte Menschenmassen
sich wälzen nach den Nebenstraßen.

Indessen jählings wie aufs Zeichen
seht ihr sie stoßen, bald auch weichen
und flüchten einzeln und in Gruppen. —
Von aller Augen fiels wie Schuppen:

Das plötzlich ahnungsvolle Schweigen
just nach dem tollen Hexenreigen,
es gab die langersehnte Kunde,
die leise erst von Mund zu Munde,

in deutschen — nun erlösen — Lauten,
die uns die Mütter anvertrauten,
bald aber jubelnd ward vernommen:

„Die Deutschen, hört, die Deutschen kommen!!“

Und mit den Deutschen kam die Rettung
aus unglückseliger Verkettung
von Freiheitswahn und niedern Trieben.
Es sank die Macht der Karaißen.

Rote Freiheit.



Ein breiter immergrüner Gürtel umgab früher Riga und bedeckte Meer und Dünen, auf denen es erstanden ist. Früher, nämlich vor 1914.

Seitdem hat sich der dichte Kranz von Nadelholzwäldern merklich gelichtet: 1914 durch den seit Menschengedenken noch nicht dagewesenen gewaltigen Forstbrand, der damals die große Stadt wie mit einem Flammenringe umgab und die Sonne verdunkelte, in den folgenden drei Jahren aber durch den erbitterten Schanzenkrieg, als man im zwanzigsten Jahrhundert auf die Wohnstätten des Armenischen zurückgriff, um im Schoße der Mutter Erde eine Kampfbasis und Deckung gegen die vorgeschrittene Wucht neuzeitlicher Kriegstechnik zu schaffen. Mit unendlich zahlreichem Holzmaterial wurden diese modernen Wohnhöhlen lebenserträglich und halbwegs bombensicher gestaltet.

Der Jungwald in der Hauptsache mußte herhalten. Fürchterliche Umschau wurde unter ihm gehalten. Kilometerweit ziehen sich heute die kahlen Baumstumpffelder hin, die von Weitem an Massengräber unheimlichen Umfanges gemahnen. Waldgräber sind sie in der Tat, die so wesentlich zur wirtschaftlichen Friedhofsstille im Lande beitragen.

Als endlich auch hier der Krieg zu Ende gegangen war, erwiesen sich die ungezählten Erdhöhlen als zwecklos, ja störend. Langsam schritt man an ihren Abbau, noch langsamer an den Abtransport der großenteils schon angefaulten Balken und Stämmchen.

Ein großer Teil wurde auf dem Areal des Rigaschen Peterparfes aufgestapelt. Dort, zwischen dem Thorensberger Güterbahnhof über die Straßenbahnlinie hinaus bis zum Ranksdamm, erwuchs eine Holzstadt mit Plätzen, Gassen und Gäßchen, von wo aus im Winter 1918/19 Militär und Zivil mit Heiz- und Brennmaterial versorgt werden sollten.

Die Bevölkerung aber hatte mit jedem weiteren Kriegsjahr den bisherigen Rekord der Not und Entbehrung geschlagen. Die Moral hatte einen bedenklichen Tiefstand erreicht und — Not kennt kein Gebot. Schon lange versorgte man sich mit Holz, das man

im Norden wie das tägliche Brot braucht, auf eigene Faust. Und die Leute entnahmen es auch der Holzstadt, wo es in ungeheuren Mengen allzu verlockend dastand, lediglich durch niedrige Zäune von der Straße geschieden.

Wohl hatten die Wachtposten Befehl, solches zu verhindern, aber, größtenteils Halbinvaliden mit darbender Familie daheim, wußten sie nur allzu genau, was entbehren heißt. Not und Zeit hatten auch hier schon den Unterschied zwischen Zivil und Militär, zwischen alt und neu, stark verwischt und nur noch äußerlich erhielt die Disziplin die Schranken aufrecht.

So manchen Schredsschuß vernahm man damals, der die Frauen und Kinder, die sich zu jeder Tageszeit am Zaune zu schaffen machten, auseinanderstieben ließ, wenn sie es nicht vorzogen, sich glatt auf die Erde zu werfen, bis die Gefahr, d. h. der revidierende Leutnant, vorüber war und man die Arbeit wieder aufnehmen konnte.

Hauptsächlich geschah das unter dem wohlwollenden Schleier der Nacht, der nur unliebsam durch gresle Leuchtraketen, sonst aber kein künstliches Licht gebannt wurde. Am nächsten Morgen sah man regelmäßig das bereits zerkleinerte Stellungsholz auf dem Dünamarkt feilbieten.

Immer größeren Umfang nahm dieser, immerhin nur geduldete und nicht gefahrlose Erwerbszweig an, je kürzer die Tage und seltener die Wachtposten wurden. Bis sie am Morgen des 2. Januar 1919 alle fort waren. Herrenlos stand die ganze Holzstadt da und über allem und allen schwebte eine bange Vorahnung der kommenden Zeit, die moralische Knechte mit Tollhäuslern an der Spitze zu Herren erheben sollte, den grausamsten Herren, die je die Welt gekannt hat.

Wie ein Lauffeuer hatte sich die Nachricht von der Verwaisheit der Holzstadt verbreitet und das Beispiel der ersten „Erfunder“ brachte ganze Stadtviertel auf die Beine. Aus allen Höfen kamen sie mit Handschlitten, die sie mit Stämmen und Scheiten beluden. Oder sie banden das Material zu einem improvisierten Floß zusammen, daß sie über Schnee und Eis nach Hause schleiften.

Sie waren da, die Armen und Armsten, die Kranken und Schwachen, denen jahrelange Entbehrungen auf dem Gesichte geschrieben standen. Alle waren sie da, auch das kaum achtjährige Bürschchen und die weißhaarige Greisin, der der Schweiß von der Stirn perlte, ebenso wie die rüstige Frau, die gepuderte Dirne, der Arbeitsmann, der gewerbsmäßige Wiederverkäufer und der kürzlich heimgekehrte Kriegsgefangene, der noch das Gefangenenzeug mit braunem Streifen am Arm und Beinleid trug.

Diese Männer leisteten freilich ein Mehrfaches gegen das, was die Minder- und Ueberjährigen schufen. Schon schichteten sie am Straßenrande ihre Stapel auf, zu deren Bewachung sie den jüngeren Nachwuchs hinstellten. Selbst eilten sie zurück, um weiter zu raffen, bieten sich doch erfahrungsgemäß solche Erwerbsmöglichkeiten nur in den knappen und leider so selten wiederkehrenden Stunden der für den Besitzlichen bangen Uebergangszeit.

Bald kamen die Leute mit Pferden, denen sie ungeheure Lasten zumuteten. Lange Reihen entfernten sich mit dem früh geernteten Segen des Waldes, ununterbrochen näherte sich frischer holzhungeriger Zuzug, jezt auch schon vom Stadtufer her, denn, wahrten die Leute noch so eifersüchtig das Geschäftsgeheimnis — die Kunde sicherte doch durch gute Bekannte und nahe Verwandte bis in die Petersburger und Moskauer Vorstadt hinein.

Der Holzplatz glich nun einem wimmelnden und kribbelnden Ameisenhaufen, darin Menschen und über ihnen Holzstämme scheinbar ziellos durch- und gegeneinander wogten. Ein rastloses Rufen und Schreien, ein Hassen, Eilen und Stürzen mit scheu gewordenen Pferden, klaffenden Kötern, wimmernden Kindern schwebte über diesem Chaos — ein wildes und doch freudiges Durcheinander angefaßts dieser Fülle von Gratscholz.

Nur zu bald fand das Frohlocken ein Ende. Schon um die Mittagszeit versiegte auch diese reichste Holzquelle Rigas und die vielen Nachzügler, die nun schon aus der ungeheuren Peripherie der Großstadt einzutreffen begannen, hatten mit Ast- und Rindenstücken fürlieb zu nehmen.

* * *

Wir sehen ein altes Frauchen ihren hochbeladenen Handschlitten heimzerren. Ein wohl noch älterer Mann hilft ihr. Nebenbei besprechen sie die brennenden Tagesfragen: Politik und Freiheit! „Nun haben wir sie ja“, meint er. „Nein, noch nicht, noch kommt sie erst, die wahre Freiheit!“ belehrt ihn die Weggenossin eines Besseren. „So, das war noch nicht die echte Freiheit?“ fragt schüchtern der zahnlose Mund des Greises. Energisch schüttelt die Frau den Kopf. . .

Nur zu bald sollten sie die ersehnte weitere Freiheit kennen lernen, die schrankenlose Kommunistenfreiheit im Plündern und Rauben und die grenzenlose Freiheit der anderen im Hungern und Sterben!

Der Bolschewisteneinfall.

2. und 3. Januar 1919.



Es waren traurige Weihnachten 1918. Entfagen und Furcht beherrschten von dem Tage an die wirtschaftlich und kulturell maßgebenden, in der Heimat wurzelnden Bevölkerungskreise. Freilich der vielen anderen hatte sich ein Rausch bemächtigt, aber nicht sie bestimmen bekanntlich des Landes Wohl und Wehe, sie sind nur Objekte in der Hand jener Politiker, die sich von Haß, Gier und uferlosen Herrschsucht leiten lassen. Auch sie sollten Opfer der Zeit werden, aber das ahnten sie noch nicht.

Genug, die niederen Triebe begannen ihre Drachenhäupter drohend zu erheben. Sie nährten und schürten die Panikstimmung im Lande. Bevor noch die Abendzeitungen erschienen waren, hieß es, Wenden sei besetzt worden; nun gälte es Riga! Hier hatte der Abzug unmittelbar vor dem Fest an Haß und Umfang zusehends zugenommen. Es mußte daher überraschen, als von der Station Sassenhof ein Kraftwagen heranratterte, der mit Tornistern, Sturmhelmen, Rugelsprizen und anderem Kriegszubehör hoch beladen war. Ihm folgte ein Zug von etwa fünfzig Mann.

Die Leute, in nagelneuem schmucken Feldgrau, trugen am Arm in frischen satten Farben des schwarz-rot-goldne Dreieck der Eisernen Division. Ein blutjunger Leutnant führte die mindestens ebenso jugendliche Mannschaft. Aus den bartlosen Gesichtern blickt halb Jungmannen-Wagemut, halb die um vorzeitige Anerkennung werbende Ehrsucht des unreifen Jünglings, der sich auf ein gefahrvolles Abenteuer einläßt.

Die Abteilung zog, wider allen Brauch der letzten Wochen, nicht heimwärts, sondern der Stadt zu. Auf die an einen von ihnen gerichtete Frage antwortete ein Duzend junger Kehlen: „Nun geht's los. In die Stellungen gehen wir. Nach Wenden führt der Marsch! Segen die Bolschewiki!“ Ein ungläubiges Lächeln umspielte die Mundwinkel der Passanten, die diese Botschaft mit berechtigtem Zweifel aufnahmen.

Die Tage vergingen und mit ihnen drangen die Ereignisse elementar ins Land und auf geängstigte Gemüter, deren großer

Teil ihr Heil in der Flucht suchten. Die folgenden Monate sollten beweisen, daß die Flüchtlinge Recht hatten; viele von ihnen wären in der Heimat dem roten Moloch zum Opfer gefallen.

Mit dem 2. Januar trat das Verhängnis ein. In den Straßen tobte der Aufruhr. Flintengeknatter und Kugelspritzengehämmer gaben den Grundton hierzu ab. Menschen eilten, riefen, manche stürzten. Von allen Seiten her knallte es und belferte in die Luft hinein. Die Dachgeschosse glichen Vulkanen, die von Menschenhand in Eruption gehalten wurden und — der Himmel mochte es wissen — gegen wen ihren Inhalt verschütteten.

In dieser Atmosphäre der Panik und Lebensgefahr eilten die letzten Abzugswagen die Landstraßen nach Mitau hinauf. Viele gewährten jetzt noch Zivilflüchtlingen Platz und Gastrecht. Die junge Landeswehr zog langsam ab, und herzzerreißend war der Abschied zwischen den Söhnen, die ins Ungewisse, aber stolz als junge Landeskrieger hinausziehen, und den Eltern, die allein im Ungewissen in der Stadt blieben, die für die nächsten fünf Monate zum Toll- und Zuchthaus werden sollte.

Eilig vollzogen auswärtige Truppenteile den vollständigen Ausverkauf. Nur eine Feldküche hatte sich verspätet, so daß ein alter Meldereiter zur Abfahrt mahnen mußte. „Na, Willem, biste balde mit dem Kaffee fertig?“ ermuntert er einen der jungen Krieger, die vor acht Tagen so stolz ins Feld gezogen waren. Willem grinst, blickt nach dem weiblichen Teil der Zuschauer hin, schlürft den süßlich duftenden Fuselrest aus der Kanne und gluckst „Gleich!“

Indem fällt aus nächster Nähe ein Schuß, dem ein zweiter und dritter folgen. Willem hat die Kanne fallen lassen, ein Gewehr ergriffen und es an die Backe gerissen. Er zielt nach der nächsten Bodenluke hin. „Laß die Zicken“, ruft der Meldereiter streng, „komm lieber dallig!“ Selbst gibt er das Zeichen zum Ausbruch, indem er mit dem Zitat vorreitet „Na, so woll'n wir noch einmal. . .“

„Wolln wir noch einmal“ fällt der Chor ein und langsam kommt Bewegung in den Zug, der im Schneeflimmern des heranbrechenden Frühwinterabends schwimmt. . .

In der Stadt war die Hast schon früher verebbt. Schlachtenbummler gab es aber auch hier noch und ihnen jagten einige heransprengende Reiter einen wilden Schreck ein. Voran ein Feldgrauer, der die ersten Roten meldet. Alles flüchtet in die Torhöfe oder den Wagen der Elektrischen. Dieser setzt sich in Bewegung und seine Insassen sehen mit Grauen zwei Reiter in der schon halb vergessenen russischen Uniform daherjagen. Ein Landeswehrmann verläßt nichtsahnend die Haustür. Das Verhängnis

ereilt ihn. Ein Schuß, er fällt. Ein zweiter Schuß gilt nur noch der zuckenden Leiche, deren Schädel gesprengt wird. Johlend reißen die roten Reiter ihre Pferde herum und johlend sprengen sie die Alexanderstraße hinauf, zurück zu ihrem kleinen Vortrab, der nur zögernd die Ausläufer der Stadt betritt, die keiner von den bis zuletzt so gefürchteten Sturmhelmen mehr schükt.

* * *

Die Nacht auf den 3. Januar wurde für den Rigenser zur Schreckensnacht. Erst beim Morgengrauen verstummte das wilde Geknatter und der frühe Morgen bot menschenleere Straßen. Zwei Feldgräue, die sich verpennt haben, eilen der Landstraße zu. Ihnen folgt nach einer Viertelftunde die erste bewaffnete Arbeiterpatrouille. Die Brücken sind militärisch besetzt. In der Stadt verkehren Lastfuhren, mit bewaffneten Arbeitern besetzt, die teils finster dreinschauen, teils harmlos grinsen. Den Schießprügel halten die Leute halb gefällt auf unbewaffnete Passanten, die ihnen scheu begegnen.

Um die Mittagszeit füllen sich die Straßen mit Tausenden und Abertausenden. Rigas Proletariat will Zeuge werden des Beginns seiner Herrschaft, soll doch das verheißene „Himmelreich auf Erden“ nun anbrechen. Etwas stukig werden die Leute beim Einzug der ersten Kompagnien, wahrer Landsknechte in den verschiedensten, jedoch stets verschliffenen Trachten. Selbst die Stahlhaube fehlt nicht auf dem Kopfe mancher roter Schützen.

Die Musik spielt einen Militärmarsch, aber sie spielt ihn herzlich schlecht. Vor dem ehemaligen „Weißen Hause“ an der Ecke der Alexander- und Säulenstraße halten die Züge, um die Marseillaise anzuhören und eine rote Fahne aus einem der Fenster schwenken zu sehen. Hinter der Fahne gewahrt man junge, wild aussehende Bürschlein und entmenschte Weiber — das sind die roten Herren, die nur Schlagworte — kein Brot! — zu vergeben haben.

Vor dem Hause stauen sich die Menschenmassen, die nicht glauben können, daß das alles sei. Aus der Menge schluchzt eine Frau laut auf. Sie steht vor einer Blutlache, die sich gestern hier bildete. Die Menge blickt bald auf die weinende Frau, bald auf's Blut, sieht die gleichfarbene Fahne, hört die wilden Revolutionsflänge, gewahrt die wilden Gesichter blutsjunger politischer Abenteuerer — und ein guter Teil wendet sich ernüchtert ab, während bei anderen der Blick drohend aufflammt und das Blut in den Adern zu kochen beginnt . . .

Der große Aberlaß hub an; er galt zuerst den Einen und dann den Anderen!

Die Priester des Kommunismus.

*

Das erste deutsche kommunistische Kirchenmeeting in Riga! Eine Sensation, die vielleicht dreihundert Neugierige ins Gotteshaus gelockt hatte. Mehr Frauen als Männer, überwiegend Jugend, vereinzelte Kopfstücker, sonst durchweg sog. besserer Mittelstand neben etwelchen Vertreterinnen „jener“ Kreise.

Ein kleinerer brünetter Mann in reifen Jahren, ernst, fast düster, sachlich und gemessen, Penk, der Destreicher, eröffnete von der Kanzel aus mit trockenen Worten die Versammlung. Er, der Organisator, führte den anderen ein: Kersch, den Agitator, einen hageren Jüngling mit wallendem schwarzen Haar, aus dem ein nervös zuckendes, fanatisch verzerrtes bleiches Gesicht sich scharf abhob. Die Rede las dieser ab, hin und wieder schwer Atem holend und mit den Armen in die Luft stoßend, nach imaginären Surgeln fassend und sie erdrosselnd. Seine Worte und Gesten galten den Urwidersachern der kommunistischen Idee, den in den Abgrund verwünschten Baronen, Bürgern, Spekulanten, Blutsaugern, und wie die abgegriffenen Schlagworte sonst lauten. Gleich Penk sprach er unverfälschtes Weanerisch, sonst aber schlechtes Deutsch. Er schloß mit den lapidaren Worten: „Bislang sind's irreleitet wor'n. Hait ab'r haben wir sich (!) hier versammelt, um d'Lehren des reanen Kommunismus z'hör'n“.

In rasendem Tempo schrie die Orgel die Internationale hinaus. Dem armen Organisten mag es gewiß ähnlich zu Mute gewesen sein, wie vor 150 Jahren jenem Dorfsantor, den der boshafte große Friedrich einst zwang, einen Militärmarsch auf der Orgel herunterzudreschen.

Kersch zeigte sich nun abermals mit der glimmenden Zigarette im Munde. Auf der Kanzel versäumte er nicht, wieder die Mühe ostentativ aufzusetzen. Und er las die zweite Rede ab, Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht, den beiden kürzlich gefallenen Märtyrern des kommunistischen Glaubens, zum Gedenken. Bei der Erwähnung der „Madonna“ schien ein verhaltenes Schluchzen seine Stimme zu durchzittern: Liebknecht aber nannte er den Gottesmenschen, den neuen Christus der Menschheit.

Damit war sein Konzept zu Ende. Im Publikum war bei der Erwähnung des Erlösers eine Bewegung entstanden, der der feile Kommunistentnecht augenscheinlich nicht gewachsen war. Er suchte

nach Worten, um den letzten peinlichen Eindruck zu verwischen. Er fand sie nicht und beschränkte sich einstweilen darauf, erneut mit den Augen zu rollen und mit den Armen umherzufuchteln. Mit brechender Stimme — ein Abschluß mußte gefunden werden — erwähnte er nochmals die Namen beider Helden und winkte alsdann energisch zur Orgel hin, die pflichtschuldigst den revolutionären Trauermarsch anstimmte.

Im Duplikum blickte man sich mit schlecht verhaltenem Schmunzeln um. Selbst jene drei obskuren Gestalten, die ihrem Aeußeren nach so ganz von den übrigen abstachen, lächelten sich verständnisvoll zu.

Kersch, dem im ungeheizten Raum heller Schweiß von der Stirn perlte, wollte nun gern abtreten. Penk redete auf ihn ein, zog aber den Kürzeren und hatte nun die Kosten der weiteren Unterhaltung zu tragen. Er sprach von mythischen Millionenunterschlagungen; die Stimmungsmache schlug gänzlich fehl und wurde glücklich durch die wiederholte Internationale abgelöst. Kersch schloß die Versammlung mit der Aufforderung, der kommunistischen Partei beizutreten.

Unter den brausenden Klängen des Revolutionsmarsches — das Musikrepertoire war eben nicht groß — ging man nach Hause. Nur einige Herren aus dem Publikum wollten noch die beiden dunklen Deserreicher sprechen. Penk, der am Altar stand, verwies die Fragenden an Kersch, der aber verlegen auf den Chor flüchtete. Die drei obskuren Gestalten von vorhin hatten sich inzwischen zusammengefunden und ihre Zigaretten in Brand gesetzt. Zweifelsohne Geheimagenten, verließen sie mit Kersch als letzte die Kirche.

„Kersch, Kersch!“ riefen seine Trabanten, jugendliche österreichische Deserteure, „hier wartet der Fiaker!“ Die rote Fahne mit der Goldinschrift „Deutsche Sektion (!) der kommunistischen Partei Lettlands“ hatten sie schon im Wagen. Kersch schlüpfte schnell hinein. Das schwache Pferd machte vergebliche Anstrengungen vorwärtszukommen. Unter seinen Hufen sprühten die Funken. Hart klatschte die Peitsche auf seine Knochen. Endlich kamen die Räder ins Rollen und keuchend schleppte die Jammermähre die Priester der Kommunismus fort.

Um's liebe Brot.

*

Zweieinhalb Monate währte schon die Schreckensherrschaft in Riga. Entbehrungen, Seuchen und schreiende Not waren den Schreckensverbreitern auf dem Fuß gefolgt wie die Raben und Aasgeier dem Barbareneinfall. Der Hunger aber, des Kommunismus Zwillingebruder, hekte die darbende Bevölkerung auf die Landstraße, auf die Suche nach Kartoffeln und Brot. Mehr wollte man nicht, aber auch nach diesem Unentbehrlichen mußte immer tiefer ins Land gegangen werden, bis nach Litauen hinein.

Schon früher hatte man von den „Meschetschniti“ gehört, den Sackmenschen, die in Rußland das Gewerbe erlernt hatten und nun in der Heimat, ohne daß sie selbst es wollten, Proselyten machten. Bald erwarb man von ihnen, die dann „Spekulanten“ hießen, insgeheim und verstohlen manche Handvoll Mehl, Grütze und Korn um viele Zarenrubel, denn keine Zwangswährung gilt im Schleichhandel. Endlich erwog man den Gedanken, selbst hinauszugehen. Erst lächelnd, bald aber allen Ernstes, denn der Hunger versteht den Spaß nicht. Und eines schönen noch dunkeln März Morgens traten wir mit bösem Gewissen, wie lichtscheue Verbrecher, auf die Straße, naturechte Bassermannsche Gestalten, einen Handschlitten nachziehend, der Tauschware barg, die vornehmste Währung im Zeitalter der Entwertung des Papiergeldes. Mit bösem Gewissen, sagte ich, denn alles war damals verboten, auch die Lebensmittelsuche ohne besondere Erlaubnis. Und diese hatten wir während dreitägiger Odyssee von Kanzlei zu Kanzlei nicht erwirken können.

Still und menschenleer lagen die Vorstadtstraßen da, bis wir auf den Bauster Weg heraustraten, wo wir in den Strom der Sackmenschen gerieten. Vor uns und im Rücken zogen sie daher, immer zahlreicher, je höher die Sonne stieg. Klopfenden Herzens passierten alle die Milizposten. Aber lässig prüfende Blicke aus nichts sagenden Duzendgesichtern — selten eine Räuberphysiognomie unter ihnen — streiften uns nur flüchtig, ohne etwas Verdächtiges an unserem Aeußeren wahrzunehmen.

Im Krüge von Kockau die erste Rast. Nichts außer Wasser und Blättertee heimischen Ursprungs, gab es hier, wie überall in

Kurland am großen Wege, zu genießen. In Reckau warben wir Neulinge um die Wegkameradschaft einer Ilgezeemischen Gärtnersfrau, die mit ihren Söhnen nicht zum ersten Mal die einträgliche Tour nach Litauen absolvierte. Aber die dünakantisch sprechende würdige Dame wahrte strengstens ihre wertvollen Geschäftsgeheimnisse, und als wir auf dem Weiterwege gerade unseren Schlitten in Ordnung brachten, setzten sich die hoffnungsvollen Sprossen der geschäftsgewandten Dame in Galopp und zogen die ernst über den Tauschwaren thronende Mutter eiligst auf einen Seitenpfad, wo sie alsbald unseren Blicken auf Nimmerwiedersehen entschwanden.

An den märchenhaften Reizen des verträumten nordischen Winterwaldes, umwogt vom herben Duff frischgefallenen sammetweichen Spätschnees und der immergrünen Tannennadeln, konnten wir uns einstweilen vollauf trösten.

Die geräumigen, aber schmußstarrten Hallen des Kruges von Groß-Gäu gewährten ein geräuschvolles, übelriechendes, knasterdurchräuchertes Nachtlager auf hartem Fußboden, auf Bänken oder Tischen. Da lagen wir als Ameisen im Ameisenbau. Wir lagen zwischen menschlichen Körperteilen, Schlitten, Bündeln und schliefen fest nach dem ersten Tagesmarsch von 54 Kilometern. In der Mitte dieses Heringfasses saß auf einer Bank, die auf einen Tisch gestellt war, ein bewaffneter Milizionär, der von der hohen Warte aus jeden Ein- und Ausgehenden mit dem gespenstisch huschenden Lichtstreifen seiner Taschenlaterne geleitete.

Um sechs Uhr — die Zeit war ein für alle Mal streng festgesetzt — wurde man obrigkeitlich aus der Kloake entlassen. Zohden passierten wir auf immer unergründlicher werdenden Wegen, während Acker und Feld schon Kurlands fruchtbaren Lehm-boden wiesen. Das idyllisch gelegene Bauske erreichten wir um die Mittagszeit. Hier verscherzten wir leider die Führung einer biederen, gern hilfsbereiten Russin, eines professionellen Sackmenschen. Sie wollte im Städtchen übernachten, uns trieb die Erwartung weiter.

Immer schlechter wurde der Weg gen Süden zu, doch da sahen wir vor uns einen Pfosten mit den noch aus deutscher Zeit stammenden Aufschriften: „Kurland“ auf der einen, „Litauen“ auf der anderen Seite. Wir waren im Lande, wo Milch und Honig fließt. Ohne Sichtvermerk oder Grenzuntersuchung waren wir in die andere Räterepublik gelangt. Nach längerem Parlamentieren gewährte eine lettische Häuslerin allen Sackmenschen, auch uns, die wohlverdiente Nachtruhe auf Bergen von Stroh, die ein Heer kleiner brauner Husaren beherbergten. Freilich so glatt wie hingeschrieben war das nicht erreicht. Der weibliche Teil der bunt

zusammengewürfelten Menschenkarawane hatte zu diesem Zweck erst die Tränenschleusen in lebhafteste Aktion setzen müssen.

Erregtes Stimmengewirr weckte uns nach kurzer Nachtraf. Litauische Miliz — so ganz „international“ dachte und handelte man in den verschiedenen Räterepubliken augenscheinlich doch nicht! — fahndete nach Sadmenschchen. Was tun? Als der sich wild gebärdende nächste Posten sich umwandte, schlichen wir die zwanzig Schritt nach Kurland hinüber und waren so sicher vor dem obrigkeitlichen Arm, dem Karabiner des Mannes und seiner Karbatsche, mit der er, verbürgtem Vernehten nach, auch souveräne Proletarier verschiedener Räterepubliken bedachte. Nur vor seinem Wolfshunde waren wir nicht sicher. Knurrend und zähnefletschend folgte er, dessen Aufmerksamkeit lebhafter als die seines Herrn war, uns, nachdem er sich respektwidrig am Grenzpfahl zu schaffen gemacht hatte, ins Gottesländchen. Dort hielten wir Rast in einer Häuslerei, als der wilde Mann unvermutet herangesprengt kam und zu unserer namenlosen Ueberraschung erklärte, er würde diejenigen passieren lassen, welche ihm unverzüglich folgen wollten. Hoch zu Rossen, vom Köter flankiert, eröffnete er die Reihe der Grenzpascher, die ihm mit Dankes- und Segensworten folgten.

Raum aber waren wir alle wieder vollzählig auf sowjetlitauischem Boden versammelt, als es barsch hieß: „Schlitten und Rucksack abliefern!“ Der halbgefällte Karabiner bildete den kategorischen Imperativ hierzu. Knackend und splitternd warf der Mann alles auf einen Haufen, dann mußten die Pässe heraus und die Namen aller Verbrecher wurden aufgezeichnet. Diese Prozedur dauerte am längsten. Und nun ließ der grimme Landsknecht uns gehen und nimmer wiederkehren. Murren von Männerlippen, Bitten aus Frauenmund rührten ihn nicht. Endlich aber hatte eine zum Herzerbrechen schluchzende schmutze Maid es ihm doch angefan. Ihr gab er das Bündel — ihre letzte Habe — heraus, und was der einen recht war, war für die anderen billig. Die Sachen hatten wir so zurück, aber der Weg ins gelobte Land war uns verschlossen.

Im Mesothenschen wollten wir nun unser Heil versuchen. Abermals durchwateten wir das mittelalterliche Bauske, in dem das Eintreffen des berühmigten Räteblattes „Zihna“ abermals das Tagesereignis bildete. Vom Hauptwege abzweigend, gerieten wir in meilenweiten dichten Birkenwald, wo wir, mit Aufbietung der versagenden Kräfte durch Schlamm und Schlid stappend und das leidige Schlittenanhängsel nachzerrend, auf stundenlanger Suche nach dem rechten Wege — nach einem Wege überhaupt! — Zeit und Muße fanden, mit vielem Interesse das Umherschleichen pfliffiger spißschnauziger Füchse, sowie die drolligen Kapriolen des blöde

dreinschauenden Meisters Lampe zu verfolgen. Und wo wir allein und inmitten Allvaters hehrer weiter Natur über das weit lächerlichere Gebahren jener, sich höher wahnender Wesen nachdenken konnten, die in sinnloser Verblendung sich gegenseitig ins Verderben hehen.

Bei unseren liebenswürdigen Mesothenschen Wirten war leider auch Schmalhans Küchenmeister. Und so unternahmen wir, nach knapper, aber wohlthuender Tagesrast und hochanerkennenswerter Akung, mit aufeinander gebissenen Zähnen den nochmaligen Vorstoß auf Litauens Scheuern und Vorratskammern, dieses Mal jedoch, schon gewikigt, auf Schleichpfaden, über Tümpel und durch Pfützen.

Müde, hungrig und auf die Knochen durchnäßt erreichten wir die erste Sasche, wie die litauischen Grenzdörfer heißen. Gleich waren wir aufgenommen. Bald hatten wir Brot, Mehl und Grütze für abgelegte Sachen erstanden. Und dann mußten wir einen Schwall von Fragen über uns ergehen lassen und von der Großstadt erzählen, viel erzählen. Das ganze Dorf war alarmiert. Aus allen niedrigen schmußiggrauen Lehmhütten kamen wie aus Bienenstöcken große und kleine Natur-Kinder, die uns beschauten, während der jüngste Nachwuchs, die anfängliche Scheu abstreifend, aus den Rauchschwaden der Stubenecke hervorkroch und uns betastete. Abermals war die Nacht eine Wohlthat, aber unterbrochen von jenem relativen Martyrium, das winzige springende und kriechende Insekten hervorrufen, die in diesen Hütten Ur- und Heimrecht genießen.

Tags darauf grasten wir die weitere Gegend um Scheimeli nach Lebensmitteln ab. Wir gerieten dabei in die lettische Sprachzone hart an der Grenze, wo man mit höherer Kultur und verhältnismäßigem Wohlstande auch Zurückhaltung gegen Fremde, damals zumeist Vaganten, mindestens unliebsame Belästiger, verband. Noch am selben Abend eilten wir mit dem Erlös, der „blutig“ erworbenen Beute, nach dem Ausspruch verbitterter zufälliger Weggenossen, zurück. Glücklicherweise priesen wir uns, als wir nach kaum endenwollendem Schlittenschleifen über Litauens und Kurlands fußhohen Lehm und Straßenschlick, nach vergeblichem Anklopfen an verschiedenen Stellen, endlich doch bei intelligenten Hofbesitzern ein Nachtlager fanden. Freilich hatte es auch hier viertelstündiger Ueberredung gekostet, um unsere Wirte zu überzeugen, daß wir keinesfalls mit jenen drei Kerlen zu vergleichen seien, die tags zuvor zum Dank für freundliche Aufnahme unter Mitnahme hochbegehrten litauischen Knastfers verschwunden waren. Aber noch am Morgen darauf ein schwüles Intermezzo: als wir eben mit vielem Dank aufbrechen wollten,

wurde das Fehlen des Hausmessers bemerkt. Man bedenke: des Messers, denn Ersatz gab es nicht. Glücklicherweise fand es sich nach halbstündigen Suchen auf einem Ofenvorsprung, wo es die bejahrte Großmama hatte liegen lassen. Wir waren — man vergegenwärtige sich immer die damaligen Zeiten — rehabilitiert und eine Brotschnitte diente uns als Entschuldigung und Trost für den schweren Verdacht.

Und dann ging es, wieder über Mesothen, heim. Selbst auf den Seitenwegen begegnete man Sackmenschen, die auf den Hauptstraßen endlose Reihen bildeten. Hin strebten die Leute hungrig und eilig der Verheißung zu, die da „Brot“ lautete. Dieses und der Kommunismus bildeten den Gesprächsstoff aller, die sich sämtlich als Brüder in der Not fühlten, denn die Not ist ein Kitt, der eint und ausgleicht. Zurück schleppten sich die Leute müde und langsam hin; satt, aber auch ernüchtert. Viele keuchten, die meisten hinkten. Diese bildeten das Heer der Maroden und Zurückbleibenden. Von Todesfällen hörte man auf dem Hin- und Rückwege. Die Leute erlagen den Strapazen und der Unterernährung. Sie starben, umgekehrt, auch an Ueberernährung, wenn sie sich in Litauen zuviel des Guten getan hatten.

Ein rührendes Bild bot manche Hilfeleistung bei Schlittenbruch und anderen Pannen. Hier half man einer vielleicht schon siebzehnjährigen Russin — die ganzen Krasnaja Gorka war ja auf den Beinen — über eine schneelose Wegstrecke. Dort wieder bewogen Frauen einen völlig ausgepumpten Knaben, der weinend in kindlichem Trost die herausgerollten Eier an den Laternenpfahl klatschte, zur Einsicht und packten seinen Rucksack auf den eigenen Schlitten. Fahrende Bauern und Rotarmisten nahmen willfährig Fußgänger auf — manche freilich um sündhaft hohes Entgelt und nur für eine kurze Strecke.

Alles, was Namen hat, schleiften die Leute nach Litauen: Kleider, Manufaktur, altes und neues Schuhwerk, Sägen und Äxte, Saaten und Salz, Spiegel und Stuhlsitze. Den Rest der eigenen Habe oder Diebsgut. Niemand fragte darnach. Der Selbsterhaltungstrieb war größer als Tradition und Gewissensstimme.

Es taute tagsüber schon seit Wochenfrist. Wir folgten dem Beispiele Vieler, die unterwegs ihre Schlitten in Verwahrung gaben, die litauische blutige Beute aber auf den Rücken nahmen. Leider taten wir das mit. Nun erst sollten wir des Reiches gallenbittere Neige austosten. Die 60–70 Pfund auf Schultern und Brust wurden schwerer von Stunde zu Stunde, bis sie uns bei jedem Schritt in den Straßenschmutz hineindrückten, über jeden Stein stolpern und allen Humor vergessen ließen. Immer häufigere, immer längere Atem-

pausen nötigten sie uns ab. Raum, das wir noch kurze Worte wechselten, bedeutete doch jede Silbe eine empfindliche Mehrbelastung der Lungen. Grauen las man aus den Augen der Neulinge, die des Weges herkamen und nur allzu deutlich den Heimkehrenden die schier übermenschliche Anstrengung anmerkten, den Schweiß von hochgeröteten Gesichtern perlen, die Adern zum Bersten gequollen sahen. Flüche und Verwünschungen an die Adresse der Kommunisten murmelte mancher bärtige Mund, Gott und die Heiligen wurden von Frauen angefleht. Und die Lerchen jubilierten und schmetterten ihr helles Frühlingslied, unbekümmert und lebensfroh, über den endlos sich erneuernden Reihen leuchtender Sowjetkulis.

Wir hätten Riga erst zwei bis drei Tage später wiedergesehen, hätte nicht gleich hinter Groß-Gefau ein des Weges fahrender biederer Wirtssohn ein Einsehen gehabt und erst unsere Bündel, dann aber uns selbst aufgenommen. Langsam zog uns der schlecht genährte Gaul an der Flucht der Stellungen vorüber, bis wir vor Dahlen hielten. Schmutzig-gelbes Aufwasser über morschen Dünaeise ließ uns den Jüngling warnen. Der aber wagte doch die Fahrt, denn er fürchtete die Kontrolle auf der Landstraße. Und schon eilten die Räder über die schwindende Winterdecke des Flusses. Wir hielten uns nicht fern vom Ufer, als plötzlich das Eis unter den Hufen des Pferdes barst und dieses unter vergeblichen Seitensprüngen zu sinken begann, die Fuhr mit ihm. In Gedankenschnelle waren wir ab. Aufatmeten wir, als wir erkannten, daß das Wasser hier nur bis zum Halse des Tieres reichte. Allerdings kostete es zweistündige Arbeit, der eine Fischreufe zum Opfer fiel, bis Ross und Wagen geborgen waren. Nicht wenig verdankten wir diese Rettung unersehblicher Werte der kundigen Unterstützung seitens eines Sachmenschens, der uns ungewandte „Genossen“ weidlich zum Besten hielt.

Er übernahm auch die Leitung der Weiterfahrt, indem er es ganz dem Instinkte des Pferdes überließ, an gefährlichen Stellen, als schon, nun freilich mittstroms, die Eisdecke unter uns schwankte, rechtzeitig zur Seite zu springen. Ein grimmes Lächeln huschte in solchen Augenblicken über die verwitterten Züge des tollkühnen Menschen — ein Lächeln, dem gegenüber wir uns nur zur Stoiß des Fatalismus aufzuschwingen vermochten. Das währte so lange, bis er, längst schon Herr der Situatinn, es für gut befand, jede Mehrbelastung des Wagens, uns eingerechnet, zu entfernen. Und es kam das, was uns längst schwante: kaum waren wir mit dem Gepäc ab, als er aufs Pferd einschlug und höhnlachend mit dem Wirtssohn im wallenden Abendnebel verschwand.

Armer Jüngling, der du unseren Dank verdienstest, hast du für die Butter und Eier, die du unterm Heu nach Riga brachtest, eine Zahlung gesehen; hast du auch Pferd und Wagen aus den Händen des verwegenen und gewandten Simpelsängers retten können?

Am Dünauer, etwa bei Groß-Jungfernhof, standen wir mit zentnerschwerer Last auf dem Rücken, um eine weitere bittere Erfahrung reicher. Gute Frauen halfen uns aus der Patsche. Sie nahmen unsere Bündel auf ihren Handschlitten und wir leisteten dafür Vorspanndienste. Stundenlang wateten wir über die Knöchel im Wasser, keinen Augenblick gewiß, ob wir aufs Eis oder in abgrundtiefe Deffnung treten. Wir wateten an gährenden schwarzen Stellen vorüber, wo die rasende Frühjahrsströmung die dunklen Fluten zu weißschäumenden Strudeln peitschte, bis uns Alt-Rigas Türme grüßten.

Soeben begegneten uns im Nebeldunst und abendlichen Dämmerlicht die letzten Fuhren, die noch die grausige Fahrt übers Eis wagten — uns liebe Brod oder in den Tod. Drastisch und buchstäblich bewahrheiteten sich hier des Altmeisters unsterbliche Worte:

Und sehest du nicht das Leben ein,
Nie wird dir das Leben gewonnen sein.

Proletarierparade.

(1. Mai 1919.)

★

Schon war die Proletarisierung der Bevölkerung Rigas, wenigstens nach außen hin, erschreckend vorgeschritten — ein Beweis mehr, das Niederreißen ein Kinderspiel ist gegen den Wiederaufbau.

Ein jeder war Genosse, der Löhnung in Kerenkis, Löhnung überhaupt beziehen, Kartenbrod und Kriegssuppe genießen wollte oder mußte, um nicht Hungers zu sterben, der daher einem professionellen Verbands, dem Aufsichtsorgan über Sein oder Nichtsein seiner „Mitglieder“, angehörte und Räteangestellter war. Und wer war nicht Räteangestellter? Vom Räteangestellten fing der Mensch überhaupt erst an!

Diese, allen anderen zuvor, hatten sich heute 8 Uhr morgens am Ort ihrer Tätigkeit zu versammeln. Jeder Erschienene wurde aufgeschrieben, ja, mancher war vorsichtig oder ultig genug, sich zwei- oder dreimal anschreiben zu lassen. Viel beneidet wurden diejenigen, denen es gelungen war, die heute schon in aller Frühe verteilte Festsuppe zu ergattern, um sie sich mit unbeschreiblichem Behagen einzuverleiben, wobei kein Speckwürfelchen, keiner der genau abgezählten vierzehn Weizenklöße zurückgelassen wurde.

Nach zweistündigem Stehen kam Bewegung in die Massen. Die Gruppen zogen auf und folgten einander in vorher bestimmter Marschordnung. Hinter uns plärrten Mädchen die Internationale. Man ging und staunte. Aus dem Staunen kam man gar nicht heraus. Was man sah, war das Produkt krankhafter Phantasie und schonungsloser Brutalität. Es galt nur das zähnefletschende rote Extrem, in das ein Häußlein Toll- und Zuchthäusler, die in raffiniertester Weise ihre unumschränkte Macht ausübten, eine ihnen an Zahl tausendfach überlegene, aber willensschwache, terrorisierte, hungernde Bevölkerungsmasse zerrten und stießen.

Ueberlebensgroße einäugige nackte Rothäute lehnten zu beiden Seiten der Alexanderbrücke. Das Postament des Peterdenkmals war mit schaurig-blutrünstig-frakenhaften Bildern einer perversen Affektkunst überladen. Plumpe Embleme im Jahrmarktsstil trug jedes nationalisierte Gebände, schreiende Aufschriften, ein Schwall

von Schlagwörtern in rot und gold allüberall. Selbst die Vorstadthäuser waren mindestens mit Sowjetsternen versehen, als hätten Gassenbuben in der Nacht riesenhafte Abziehbilder angeklatscht. Sie hätten auch den Himmel angepinselt. . . . Ihn anzuschreien versuchten sie.

Langsam, Schritt um Schritt, erreichten wir den Grisenberg, der breitspurig und gleichgültig dastand, erhaben über den an seinem Fuße aufgebauten Land und Flitter. Man lagerte sich im jungen Grase, erhob sich aber schnell, sobald erregte, erhitzte Kommissare oder deren Handlanger vorbeihasteten. Vor und hinter uns die Internationale.

Kurz war die Rast, denn schon wurde das Zeichen zum Weitermarsch gegeben. Zug auf Zug trottete daher und füllte die ganze Breite der Fahrstraße, die hie und da dünne Reihen Schaulustiger einsäumten. Kinder, alte Weiber, Megärenfrauen, Dirnen, krank und verblödet, und lauernde Blicke kommunistischer Geheimagenten, denen der langjährige Zuchthäusler aus dem Verbrechergesicht schaute. Manches hämische Lächeln galt der glänzend gelungenen Knechtung der hier zahlreich vertretenen „Burschuis“, deren Angehörige — Frauen, Greise, Kranke und Kinder — bleich und verfürzt aus halbgeöffneten Fenstern lugten.

Nun lag die Esplanade, der „Kommunistenplatz“, das Allerheiligste des „roten Riga“, vor uns mit seinen roten Pyramiden auf grünem Rasen und den aus dünnen Brettern gefügten Tribünen, Tempeln gleich, darin die Götzen standen. Lebende Götzen, mindestens Halbgötter, weibliche und männliche, die streng die feierliche Parade abnahmen — Volksführer, Sozialreformer und Mediziner zugleich. Ja, eine ältere Genossin in Samt und Seide — Iorgnettierte uns sogar an. Hier zogen wir kreuz und quer, stellenweise entblößten Hauptes, an allen Altären vorüber, bis wir uns der Kathedrale näherten. Ein hohes Zirkusgerüst stand davor mit Schauerbildern (Kämpfer, Leichen und Fahnen) und bot einen schreienden Gegensatz zum byzantinischen Kirchenbau.

Stutschka als erster erschien auf dem Gerüst. Ein weißhaariger, dem Greisenalter nahestehender, prononziert schlicht-bürgerlich gekleideter Mann, der gütig-väterlich seine riesengroße Proletarierherde begrüßte. Herzliche Worte des Grusses, der so ganz im Gegensatz stand zu der unvermittelt im Anschluß hieran ausgesprochenen Weisfagung vom unvermeidlich nahen Ende der letzten „Burschuis“. Dabei wich die Maske auf seinem Gesicht, das stetige milde Lächeln, einem tückisch lauernenden Zug.

Gewandt tauchte Stutschka unter die Brüstung, aus der die Gestalt eines Rotarmisten hervorwuchs. Dieser rote Sohn des

Mars nahm den Mund tüchtig voll und jedes seiner vielen brutalen Worte war eitel Säbelrasseln und Bramarbasieren: sie sollen uns nur kommen!

Ihm folgte ein für die damalige Hungerzeit erstaunlich wohlgenährter Dreißiger, der noch mehr sprach und dabei restlos den übermäßig großen Mund seiner ausgesprochenermaßen affenähnlichen Physiognomie bis zu den abstehenden Ohren verzog.

Aber endlich hatte auch diese Meerlaxe ausgeredet. Ihre Hochs wurden mit absolutem eisigen Schweigen aufgenommen. Hinter uns plärrte die Internationale. Ohsis, der Häuptling vom Verbande der Gewerbe- und Handelsangestellten — wer war hier nicht untergetaucht! — stürzte sich wie ein tollgewordener Büffel mit vorgeneigtem Kopf, einer gegen die Tausende, in die Massen ordnete sie rüde, aber mit Erfolg, und ließ die Züge abtreten. Seine Stimme war nur noch ein heiseres Gekrächze. Mit rollenden Augen, wie der unzufriedene Befehlshaber auf Manöver, brachte er die Gruppen weiter in Ordnung, indes diese schon abzogen. Hinter uns plärrte die Internationale.

Mit einer Abschiedsrede, der die unwiderruflich letzte Internationale folgte, wurden wir gnädig entlassen, und man war wieder Mensch, soweit damals überhaupt von Menschentum gesprochen werden konnte. Aber man war jetzt, um 4 Uhr nachmittags, nicht mehr derselbe Mensch von heute 8 Uhr früh, vielmehr an außergewöhnlichen Eindrücken und Lebenserfahrungen reicher, um deren beispiellose „Eigenart“ uns kommende Geschlechter vielleicht dereinst beneiden werden, sollte ihnen ein vernünftigeres Dasein beschieden sein.

Heftiger Wind von steigender Stärke begleitete uns auf dem Nachhauseweg, rüttelte an den Fräken und Brettergestellen und klatschte die Narrenkappen mit den Efelswappen von den Lichtposten der Boulevards auf Asphalt und Pflastersteine, als kündete er den Sturmwind voraus, der schon nach einundzwanzig Tagen das ganze rote Kartnehaus im ersten Anlauf einer kleinen Helden-schaar überrennen und hinwegfegen sollte als sei es nie gewesen. . .

Die Erlösungsfunde.

(22. Mai 1919.)

*

Ein dumpfes Stöhnen ging durchs ganze Land. Wohl lag kein voller Tagesmarsch von der Stadt die Front, aber sie war seit Wochen erstarrt. Und nur wenn ein „feindliches“ Flugzeug nicht hoch über dem Häusergewimmel surrend seine Kreise zog, schien es, als blitze doch ein Lichtstrahl der Hoffnung auf, jener auf allendliche Befreiung gerichteten Hoffnung, die sich mit leisem Spotte mengte über das ebenso heftige, wie regel- und erfolglose Beschießen des Kriegsvogels aus Kugelsprizen und Gewehren. Am willkommensten war aber das dumpfe Geschützrollen vor den Toren der Stadt, woran sich allerlei Mutmaßungen knüpften bis zu den üblichen gewagtesten Kriegskombinationen.

Aber die heutige Nacht deutete uns doch die lauteste während dieses Kleinkrieges. Nichts jedoch deutete am Morgen auf den so nahe bevorstehenden radikalen Umschwung. Wie alltäglich, krochen wir auch heute in den sinnlosen Frohndienst. Wie so häufig in letzter Zeit, meldete sich auch heute ein Sendbote mit der stereotypen Frage, ob wir auch (zum fünften Mal in diesem Monat) registriert, aus welchem Grunde wir nicht mobilgemacht seien usw. Aber zum heutigen Massenmeeting am Nachmittag hätten wir unter allen Umständen zu erscheinen und solches durch unsere Unterschrift zu bekräftigen.

Seufzend hielten wir Rat und erwogen den Gedanken, ob wir uns auch heute vor Schluß der Versammlung, vor Absingen der vielsprochigen Internationale durch das große Fenster des Börsensaales drücken sollen und können. Vorläufig beschlossen wir, noch vor Mittag Feierabend zu machen.

Auf den Hauptstraßen begegneten uns Troßwagen, die langsam von der Front kamen. Die Bedienungsmannschaften — stumpfe, zu Rotarmisten gepresste landfremde Bauern — schienen vom Abzug kaum etwas zu wissen.

In der Kriegsküche die übliche Tafelmusik, die vom Küchenpersonal dal capo al fine vorgetragene Kommunistenhymne. Mählich aber machte sich in den Kreisen der Speisenden eine wachsende

Erregung bemerkbar. War es das nicht mehr abreißen wollende Flugzeugsurren über uns?

Eine aufsteigende freudige Erregung unterdrückend, melden wir uns auf dem Amt, wo uns der überraschende Bescheid wird, daß wir wegen „Sabotage“ (Schwänzens und lässiger Pflichterfüllung) auf der schwarzen Liste der Entlassenen ständen. Entlassen! Einerseits eine Befreiung; wenn es aber nur dabei bliebe!

Draußen ist die Hölle los. Von allen höheren Dächern hämmert es und belfert in die Luft hinein. Und die neuaufgestellte Flugabwehr am Schloß speit aufbrüllend ihre Schrapnells aus, die jaulend hinaufschnellen, aber stets ihr Ziel verfehlen. Ein, zwei, drei Flugzeuge sind vom Dünaufer aus zu zählen. Schon sind die Brücken für Zivil gesperrt. Der Kai ist dicht besetzt, die Dampfer sind zum Bersten voll. Soeben verläßt das letzte Boot die Stadtseite. Raum aber hat es die Molen erreicht, als dicht vor ihm ein Projektil ins Wasser zischt. Ein Aufschrei des Entsetzens an Bord. Der Kapitän wendet zur Stadt zurück. Vielstimmiges Rufen seitens der Fahrgäste veranlaßt ihn das Steuer herumzureißen.

Am Fuß des AB-Dammes suchen etwa zehn Rotarmisten Deckung vor dem heranrückenden Feinde. Sie wollen auf dem Fahrzeug aufgenommen werden. Ihr Ziel ist die Stadtseite. Aber schon ruhen ihre Gewehre am Grunde des Flußes, und so ernten sie vom Dampfboot her nur Spott und entschiedenen Einspruch gegen ihr Ansinnen. Indes irrt das Boot wie ein Wild im Kesseltreiben vor und zurück, bis es endgültig in der Hagensberger Bucht verschwindet.

Mittlerweile sind zwei Züge Arbeiter-Kommunisten aufgezogen, um die Brückenköpfe der Stadtseite zu besetzen. Nun erkennen die dichten Mengen Neugieriger die Gefahr und mit lauten Angstrufen fliehen sie auseinander. Bleich und verstört schlagen die Geschäftsinhaber Tür und Läden zu.

Da heulen auch schon Granaten heran und fallen unweit nieder. Haushoch aufsteigen Sand- und Rauchsäulen vor beiden eisernen Brücken. Ein wildes Hasten folgt diesem Geschützfeuer. Spärliche Gruppen Rotarmisten, die bislang müde und langsam zurückgetrottet waren, eilen nun im Laufschrift über die Lübeckbrücke der Stadtseite zu. Ein wild heranjagendes Geschütz bildet den Abschluß des Bolschewistenrückzuges.

Nun läuft auch die Kommunistengarde auseinander. Ein alter Milizionär, der den Kopf verloren hat, schießt mit den Rufen: „Die Weißen, die Weißen!“ seine Patronen aus. Wohin, weiß er selbst nicht. Er hat einen Knaben getroffen, der aufschreiend zusammenbricht, sich aufrafft und einige Schritte hintaumelt. Er

wird aufgefangen und ins Haus Ecke Palais und Neustraße getragen. Krachend schlagen weitere Granaten ein. „Ist das Haus auch bombensicher?“ erkundigt sich eine Mengstliche aus der Zahl der Vielen, die hier Unterschlupf gesucht haben.

„Peter der Große hat hier residiert!“ antwortet der Hausmann trocken. Damit geht er, Wasser und Watte holen.

Aber es half nichts mehr. Die klaffende Schußwunde unter dem Herzen des etwa elfjährigen Knaben bewirkte zusehends die fortschreitende innere Verblutung. Fahle Bläße überzog das feingeschnittene Gesicht, dessen Mund kaum vernehmlich „Mammi!“ murmelte und zu röcheln begann.

Atemlos stürzt eine Frau herein und ruft: „Sie sind da!“ Arbeiter, die angesichts der Sterbeszene Knaster geschmaucht hatten, lachen spöttisch auf und wenden sich dem Tagessthema zu: der Klassenspeisung.

Aber man will sich überzeugen. Das Kampfgétümmel hat nachgelassen, doch noch ist es wenig belebt am Ufer. Einige Kriegergestalten stehen am Brückenkopf. Ist es eine Täuschung oder Tatsache! Sie tragen Sturmhelme!

„Meine Herren, sind Sie gefangen?“

„Jh wo“, lacht der Nächststehende, „soeben haben wir Riga genommen!“

Ganz so weit war es aber noch nicht. Denn eben noch ein herzliches Händeschütteln, als von einem der nächsten Fenster ein Schuß fiel. Gelassen badete einer der wenigen ersten Stürmer Rigas an und gab Antwort dorthin, wo er einen Kopf am Fenster auftauchen und verschwinden sah.

Für Zivil war das die eindringliche Mahnung weiterzugehen, zumal da die Flintenschüsse häufiger wurden und das Hämmern der Maschinengewehre sich hinzugesellte. Zischend sprühte eine Kugelgarbe hart bei der Brücke ins Wasser.

Ueber die Leiche einer Frau stolpernd, sahen wir weiter etliche Arbeiter, auch Rotarmisten liegen. Im Wagen ein schwergetroffener Offizier in Feldgrau. Noch begegneten uns selten kleine Soldatengruppen, auch einzelgehende Krieger, alle sichernd, das Gewehr im Anschlag.

Am jenseitigen Brückenende waren Schützen: „Sie kommen uns grade in die Gewehre!“

„Abspringen zulässig?“ Die Erlaubnis wartete niemand ab.

Dort näherte sich ein ansehnlicher Zug Gefangener, alle die Hände hoch, was dem Ganzen einen Anstrich ins Grausige verlieh.

Auch hier etwelche Gefangene, überwiegend Rotarmisten, aufgeblähte Pferddekadaver und ein Ueberfluß an verstreuter Munition

von der ausgeschossenen Hülse bis zum unbenuzten Patronenbände für Kugelspritzen.

Zurufe, Grüße, ein gegenseitiges Ausfragen und Händeschütteln! Stunden vergingen, bis eine Wegstrecke absolviert war, für die man sonst nur Minuten brauchte.

Auch hier noch gab es manches Intermezzo. Ein Reiter sprengte daher, drohend die Pistole auf uns richtend, denn Eisenkapler und Lumpenforterer von Stufschkas Gnaden tragen weder Hut noch steifen Kragen. Lachend senkte er die Waffe angesichts unseres freundlichen Willkommens.

Ernster ging es im Peterpark zu, wo am Graben rote Schützen lagen und einem Fähnlein Dragoner Schüsse nachsandten, den anderen Leuten hart über dem Kopf wie Bremsen vorbeisummten. Ein Flugzeug hatte bald die Desperados gesichtet und seine Erkundung durch blaue Leuchtkugeln gemeldet. Zwei, drei Schrapnells folgten und hoben das Nest aus.

Von der Stadtseite her waren noch vereinzelte Aufschläge zu vernehmen neben unregelmäßigem Kleingewehrfeuer; die letzten Maschinengewehrnesten wurden dort zusammengeschoffen. Dazwischen trugen die Schallwellen ganz deutlich Freudentrufe herüber und das Singen der einziehenden Sieger.

Auch diesseits herrschte heller Jubel. Lachend und weinend fielen sich Eltern und Söhne, Schwestern und Brüder in die Arme nach fast halbjähriger banger Trennung. Aber auch manche Träne bittersten Wehs galt denen, die nimmer wiederkehren, am heutigen Tage der Befreiung Rigas aus tiefster Schmach und brutalster Gewaltherrschaft. . . .

Der Beilträger.



Man sprach sie auf der Straße an, suchte sie in ihren Behausungen und Absteigequartieren auf, denn sie handelten mit den Erzeugnissen des flachen Landes — verbotenen Früchten, um die sich alles drängte! Zwar bildeten diese verbotenen Früchte nur das Allernotwendigste zur Leibes Nahrung, aber deswegen war sie nicht minder süß, sprachen sie auch Hohn der ganzen kommunistischen Wirtschaftsordnung und der „Herrschaft des Proletariats.“

In einem verfallenen niedrigen Häuschen lebte er, der Milizionär ein Haupt- und Schleichhändler im Nebenberuf, eine gefürchtete Persönlichkeit, Hüter der proletarischen Ordnung, deren Grundlagen er schon früher in Gefängniszellen kennen zu lernen Gelegenheit hatte.

Die vorgewiesenen fünf Silberlöffel prüfte er mit Kennerblicken. Behaglich schmunzelnd stellte er fest, daß der eingravierte Anfangsbuchstabe auch auf seinen Namen passe. Gut ist es übrigens, daß sie hergebracht sind, denn sonst würde er sie doch bei der nächsten Hausfuchung „verstaatlicht“ haben. In Ansehung aller dieser mildern Umstände bot er zehn Pfund Kartoffeln dafür. Nicht einen Erdapfel mehr!

Sei es drum! Denn silberne Löffel sind doch nicht essbar. Dagegen repräsentierten zehn Pfund Kartoffeln damals einen beträchtlichen Wert.

Vom Geschäft kamen wir auf allgemeine Dinge zu sprechen. Ob das große Beil, das an der Wand neben dem Infanteriegewehr lehnte, auch zur Milizausrüstung gehöre, wollte ich wissen. Er antwortete bejahend, denn wenn bei nächtlichen Hausfuchungen nicht prompt geöffnet wird, sei es seines Amtes, den Eintritt mit Beilhieben zu erzwingen.

Es war einer der wenigen deutschen Arbeiter, die sich in Riga der kommunistischen Bewegung angeschlossen hatten. Auf einer Versammlung hatte er erstmalig von der „Diktatur des Proletariats“ gehört. Dieses und andere abgegriffene Schlagwort hatten ihn, den damals Erwerbslosen, vergiftet und bewogen, seine Seele Mephisto im kommunistischen Gewande zu verschreiben. Armer Beilträger!

Die Hausfuchung sollte nicht lange auf sich warten lassen. Nachts um vier Uhr nahm sie den Anfang bei Nachbarn. Eine Denunziation lag nicht vor. Es wurde nur ganz im allgemeinen nach Waffen gesucht, denn eines Vorwandes bedurfte es schließlich zur Ergatterung eines guten Happens und noch besseren Schluckes. Etwas Taschengeld in besserer Valuta, als es die Kerentis sind, fiel dabei auch noch ab. Die Nachbarn aber waren Menschenkenner, sodaß der anfänglich unerbittliche Amtseifer der Milizionäre mehr und mehr einer feuchtfröhlichen Stimmung wich.

Endlich, um acht Uhr morgens hatten sie sich bis zu unserem Gartenhause durchgefrühstückt. Unten gab es noch feurigen Wermut und daran anschließend die freundliche Ermahnung, nun aber es für heute genug sein zu lassen. Dort nebenan wohne ein Intendanturbeamter, als solcher immun, oben aber ein altes Ehepaar, das man nicht aufregen sollte, ebenso wenig die Nachbarn rechts mit Kindern, deren Versorger schon zur Arbeit gegangen sein.

Letztgenannter verzehrte während dessen noch hastig ein Hafer-schrotplätzchen, um alsdann die Treppe hinunterzuschleichen, an der halbangelehnten Tür vorüber, wo die Hüter der Ordnung lachten, lärmten und schmaussten.

„An der Pforte stehen Wachtposten!“ warnte eine Nachbarin. Also durch das Hinterspörtchen! Nicht lange wahrte es, da trotteten die Kerls heim. Acht Mann zählte ich, von denen einer eine Laterne trug und einer ein Beil. Wir erkannten uns gleichzeitig. Sein Blick irrte zur Seite und unauffällig spielte die Rechte die schwere Art in die von mir abgewendete Linke. Armer Beilträger!—

* * *

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel kam mit dem 22. Mai 1919 der jähe Umschwung.

Es war in den ersten darauf folgenden Tagen, den Tagen der Abrechnung, als wieder einmal der Grundsatz galt: Auge um Auge, Zahn um Zahn.

Auf der überdünschen Seite im städtischen Gebäude an der Lübeckbrücke, vor dem Hause und weiter auf dem Platze sah man Kopf an Kopf das Gros der am Tage des Sturmes auf Riga in Gefangenschaft geratenen Rotarmisten stehen, plaudern und lagern. Vor ihnen ein breiter Zuschauerraum, aus dessen Mitte häufig ein Stück Brot, ein Apfel oder ein Brief den Kriegern zugeworfen wurde. Letzteres nicht ohne Einspruch seitens der Wachmannschaft von der Eisernen Division. „Nicht so nahe dran!“ herrschte ein Posten ein junges Mädchen an, das zusammenfahrend zurücktrat. „Diese mit dem kurzgeschorenen Haar sind die schlimmsten!“ brummte der Ueber-

eifrige, der nicht wußte, daß der Flecktyphus in Riga gewüthet hatte und noch wüthete.

Im Hause selbst tagte das Feldgericht. Auf dem Hofe wurde das Urtheil vollstreckt. Dort lagen schon zweiundzwanzig, wie der Posten erklärte.

„Weg vom Zaun! Haben sie keinen Toten gesehen?“ verscheuchte er einen Neugierigen, der durch die Latten lugen wollte.

Eben führten sie einen von der Stadtseite her. „Ein Kommissar, ein Kommissar!“ hieß in der Menge, vielleicht weil der junge Mann entschlossen, ja, mit herausforderndem Troß schnell der Stätte zuschritt, die er lebend nicht verlassen wollte.

„Und die Kronzeugen?“ fragt eine scharfe militärische Stimme. Auch die sind zur Stelle und verschwinden im Hause.

Unsere Aufmerksamkeit wird durch zwei Neuhinzukommende abgelenkt, wiederum einem Zivilisten und seinem Begleiter. „Höher die Hände, höher!“ droht dieser, ein Lievenscher Soldat, russisch, mit einer nicht mißzuverstehenden Schwenkung der Reitpeitsche in der Linken, während die Rechte das Gewehr hält. Für einen Augenblick schnellen die blutleeren Hände hinauf, aber gleich wieder sinken sie bis zur Kopfhöhe zurück. Auch im Gesicht ist nicht ein Tropfen Blut zu sehen, so daß ich den Gefangenen erst erkannte, als er dicht an mir vorbeitaumelte. Es war niemand anderes als der Milizionär und Beilträger!

Er ging seinen letzten Gang, denn schon wartete man auf ihn am Hause.

Fast wollte ein heißes Gefühl des Mitleides mich bewegen, für ihn einzutreten. Was aber hätte ich zu seinen Gunsten vorbringen können?

Zwei bald darauf kurz nacheinander folgende helle, scharfe Revolvergeschüsse besagten deutlich, daß sie beide es hatten mit dem Tode sühnen müssen; der trotzigste Kommunist und der irregeleitete Mittläufer, der arme Beilträger!

Das Dorf der Sieben.

*

Herb und ernst ist die nordische Natur, herb und verschlossen der Bewohner des Nordens. Und gleich Finnland, kennt auch das Baltikum keine geschlossenen Siedelungen auf dem flachen Lande. In Einzelhöfen nach Urväterart, weltabgeschieden und patriarchalisch, haust dort der Landmann mit Weib und Kind, mit dem Gesinde und seinem Vieh.

Aber keine Regel ohne Ausnahme; auch Livland hat etliche Dörfer, von denen eines bei Beberbeck liegt, unweit der letzten Ausläufer Groß-Rigas, das grade hier einen seiner Fangarme weit hinausstreckt. Besagte geschlossene Siedelung bildet ein Dorf im Kleinen, ein Dörflein von nur sieben Höfen, aber mit sieben heute wohlhabenden und unabhängigen Wirten, die noch unlängst tagtäglich hungrige Lebensmittelpilgrime sahen und sie meist — abwiesen. Denn nicht nach armer Leute Groschen steht des Bauern Sinn. Er hat vielmehr umgelernt. Und mit gewachsenem Appetit hat er sich freudig zu manch' umwälzender Begriffsumwertung bekannt. Er freudig, wir leidig und das deutet den klaffenden Abgrund und Gegensatz an zwischen ihm und uns, zwischen jetzt und ehemals.

Doch zur Sache: mit einer warmen Empfehlung an einen der sieben Wirte, welcher während zweier langer Jahrzehnte jeden frühen Herrgottsmorgen seine Milch zur Stadt gefahren und einen Teil dort unserer prima Referenz abgeliefert hatte, pilgerten wir an einem weniger schönen, als wintertrüben Nachmittag ins Dorf der Sieben. Spätester Abend war es, als wir nach manchem suchenden Kreuz und Quer ankamen, dunkel die Stube, mürrisch und mißtrauisch deren Insassen. Mit dem freundlichem Gruß und der reichlich ausgeschmückten Empfehlung wußten sie nichts anzufangen, jegliche Beziehung zu unserer Referenz stellten sie in Abrede. Und, um es kurz zu sagen, wir sollten je eher, je lieber ein anderweitiges Nachtlager auffuchen. Nur Leute vom Komitee hätten ein Recht und die Gepflogenheit, einen zu so später Zeit aufzusuchen und Quartier zu beanspruchen. Mit lebhafter Entrüstung und reichlichem Nachdruck verwahrten wir uns gegen alle Anspielung und jeden Vergleich mit Handlangern des Kommunismus. Und damit war

das Eis gebrochen. Jetzt erinnerte man sich sehr wohl unserer Referenz, ein dickes Talglicht — welche Rarität in damaliger Zeit — erschien auf dem Tisch, würziger Abendbrei und köstliches Landbrot dazu. Und wir sollten nur zulangen. Ob wir es taten!

Hestiges Geschühkrollen mahnte uns in der Nacht an die nahe Front der Weißen, der allseitig, gewiß auch in diesem Hause täglich und stündlich ersehnten Retter, die kaum fünf Kilometer von hier in Stellung lagen. Erst am nächsten Morgen kamen wir auf den eigentlichen Zweck des Ausflugs zu sprechen. Aber kalt glitten des Wirten Augen, denn wir Ansohn nennen wollen, über die Tauschwaren hin. Selangweilt wandte er sich ab, indes seine Hände sich in die unergündlich tiefen Hosentaschen vergruben. Er äußerte kurz: „Fragen Sie sie.“

Da hätte man Sie sehen sollen, seine bessere Hälfte nämlich. Einer gereizten Tigerin gleich fuhr sie auf. Was wir wohl dächten! Der jahrelange Krieg, dann die Beschlagnahmungen und nun noch die bolschewistischen Ausplünderungen! Was könne ihnen nach alledem verblieben sein! Nicht abreisen wollte das Klagelied, und als ihr Mund endlich doch müde geworden war, fiel die heisere Stimme der greisen mater familiae ein, seiner Mutter, bis das die Jüngere die Jeremiade mit frischen Kräften fortzusetzen imstande war. Geduldig hörten wir eine, zwei Stunden hin, indem wir anfänglich verständnisvoll-bedauernde Gebärden machten, bald aber uns gegenseitig knufften, wer wohl den Anfang zum Ausreißen machen würde. Schließlich waren wir taub geworden, packten unsere Bündel und gingen hausieren. Glücklicherweise fanden wir für unsere Tauschwaren bei anderen Wirten im Dorf Absatz gegen Mehl, Grütze und Eier. Und auf den Flügeln hoher, wenn auch rein materieller Begeisterung fraßen wir uns den 15-Kilometerweg nach Hause durch, die Landstraße mit dem von der Stirne rinnenden Schweiß ausgiebig nehend.

Nach acht Tagen zwang uns das kommunistische Wirtschaftschaos, den Versuch zu wiederholen. Eisig wurden wir empfangen unter verzweifelt vorgebrachtem Hinweis auf die anwesende militärische Einquartierung. Aber diese angeblichen Bolschewisten, biedere Bauern aus dem hungernden Zwischen Gouvernement waren die schlimmsten nicht. Selbst zogen sie weidlich über den Kommunismus los, was sie als zwangsmobilisierte Rotarmisten sich nicht nehmen ließen. Im übrigen requirierten sie wenig gegen wertlose Quittungen, hasardierten bis in die späte Nacht auf Hunderte, die ihnen locker in schmierigen Taschen lagen und schabten sich unausgesetzt und höchst verdächtig Arme und Oberkörper. Beherbergten sie doch selbst lästige Einquartierung, die, aller Vorsicht zum Trotz,

auch jeden anderen Anwesenden mit ihrem Besuch nicht verschonten. Diesen Abend durften wir nach einigem Parlamentieren auf den Heuboden klettern, wo wir abwechselnd schliefen und froren, froren und schliefen. Diesmal schon gewöhnt, hatten wir uns mit Blättertabak, Marke Nachorka, versehen, einem damals ebenso hochbegehrten, wie raren Artikel, der sich überraschend vorteilhaft — natürlich nicht bei Ansohn — in Naturalien umwandeln ließ.

Und abermals über acht Tage waren wir wieder so dreist, aber minder erfolgreich. Ansohn bekamen wir weniger en face, als mehr rückwärtig zu sehen, in seiner bekannten negativen Stellung mit den Händen in den Hosentaschen. Daneben gewahrten wir aber in der Kammer achtundzwanzig Vorkleiderkästen ein reichliches Loß Saatkartoffeln in jedem. Die waren tabu.

Bald wurde der Kommunismus in Riga über den Haufen gerannt. Und mit ihm war das Hungergespens ein gutes Stück fortgeschleucht. Aber nur wenige Monate sollten wir Ruhe genießen, dann erschien Herr von Uwalow-Bermond!t!

Wenn es in dem bekannten Sextaner-Gedicht heißt: viel Steine gab und wenig Brod, so konnte der Ueberdünsche von vielen Granaten und anderen Projektilen sprechen, aber garnicht von Brod.

Ultima ratio: Auf ins Dorf der Sieben! Viermal suchten wir es damals heim und jedesmal sahen und hörten wir Schlimmeres. Mit Tränen in den Augen berichteten die Leute, wie man mit Handgranaten ihre Ställe öffnete und vor ihren Augen die Opfer aus Gewehrläufen schlachte. Wer aber viel dreinredete, der mußte bar zuzahlen. Das Hamstern, an sich wenig lohnend geworden, wurde nun auch lebensgefährlich, und so mancher Warnungs- und Schreckschuß galt uns, als wir tags im Walde oder abends auf der Landstraße marodierenden Freischärlern, den Ausgeiern des Troßes, begegneten.

Nur einmal gab es ein herzbefreiendes Lachen, das auch Ansohn Fuchsgesicht mit pfißigen Schmunzeln begleitete. Als nämlich ein des Wegs daherkommendes Bäuerlein zweifelnd und fragend uns einen Requisitionszettel vorwies, wo es also hieß: „Bescheinige hiermit, dem Bauer XYZ ein fettes Schwein gestohlen zu haben. Er hat aber kein Recht zu klagen, denn er ist selbst ein großes Schwein. Schnapphahn, Major.“

Bis auch diese tolle Zeit ihr jähes Ende fand. Aber was gab es noch jüngst für ein Staunen, als wir vor einem der unzähligen kleinen Lebensmittelgeschäfte der Petersburger Vorstadt Freund Ansohn jußt mit einem reich beladenen Wagen aus dem Dorfe der Sieben anfahren sahen! Eben begrüßte er, der uns nicht bemerkt hatte,

sich mit der Ladeninhaberin — seiner Schwester! Wie Schuppen fiel es uns von den Augen. Daher also sein Geiz und die eisengepanzerte Unzugänglichkeit! Uns bemerken und sich umwenden, war für ihn eins. Mechanisch glitten seine Hände in die Versenkung der Hosentaschen. Und nur die pupurn gewordenen Ohrenspitzen wurden zu Verrätern der Blutwelle, die ihm heiß in die Stirn gestiegen was.

Seitdem ist Ansohn nicht mehr unser Freund im Dorfe der Sieben.

Der verstaatlichte Rosenduff.

Eine groteske Episode aus großer Zeit.



In einem Arbeiterviertel Rigas, als dieses noch zum Lande der unbegrenzten Ueberraschungen (nach dem Ausspruch eines verstorbenen reichsdeutschen Bekannten) gehörte, lebte und handelte ein schon bejahrter Kaufmann. Rosenduff war sein Name, einer jener orientalistisch-poetischen, naive-grotesken Familiennamen, den ein ungezügelter Beamtenübermut in der ersten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts passamtlich kommenden Geschlechtern übermittlelt hatte.

Genug, Rosenduff lebte und handelte nach zwei vorhergegangenen Fallissements schlecht und recht, nutzte wie jeder seiner Fachgenossen, hier und in der ganzen Welt, die Kriegskonjunktur aus, bis die größte aller Ueberraschungen eine unerhörte Umwälzung aller Begriffe und jahrtausendealten Ueberlieferungen mit sich brachte, um in schwindelnd jäher Folge weitere Ueberraschungen auszulösen.

Rosenduff war mit vielen anderen alten Leuten wie gelähmt, so daß es ihn im Zustande des *nil admirari* nur noch wenig berührte, als eines Tages zwei Männer zu ihm ins Geschäft kamen: ein älterer harmlos aussehender in verschliffenem Ueberzieher und ein blutjunger, verwegen dreinschauender in nagelneuer Phantasieuniform, ein Parabellum im Gürtel. Sie erklärten das Geschäft für verstaatlicht, nahmen den geringen Kassenbestand — die größeren Scheine hielt niemand mehr in der Lade — an sich, nötigten den Inhaber, das Lokal zu verlassen und hefteten umständlich Plombe und Siegel an die Tür.

Rosenduff, ein Mann der Vorsicht und abwartenden Taktik, wagte keinen Einspruch. Wohl aber mietete er im Haus gegenüber ein Zimmer, wo er tagsüber auf Beobachtungsposten stand.

So hielt er Wochen hindurch zäh und geduldig Ausschau, bis er eines Morgens eine Gruppe von vier Männern gewahrte, von denen wiederum der jüngste das Siegel entfernte, und mit den anderen den Laden betrat.

Rosenduff hatte mittlerweile von Leidensgefährten genug vernommen, um nicht zu wissen, daß die drohende Erwartung nun zur verhängnisvollen Tatsache werden sollte.

Die Bier aber schienen es nicht eilig zu haben. Wohl befriedigten sie in stundenlanger Suche und eifrigem Durchstöbern des Lokals ihren Wissensdurst, dann jedoch setzten sie sich auf Lette und Kissen, plauderten und verließen am frühen Nachmittag den vorher wohlverschlossenen Laden.

Am nächsten Tage dieselbe Wahrnehmung, die auch von Frau Rosenduff bestätigt wurde, welche, scheinbar harmlos am Ladenfenster lehrend, angelegentlichst aus dem Augwinkel hineinspähte. Ihren aufmerksamen Blicken war es nicht entgangen, daß die Manteltaschen der Rätefunktionäre am Abend praller waren als am Morgen. Auch erschien der junge Leiter der Gruppe neuerdings mit einem höchst verdächtigen Frühstückstöffcherchen

Rosenduff gab seinem Herzen einen Stoß und klinkte die Ladentür auf. Mit gewinnendem Lächeln stellte er sich als der ehemalige Inhaber vor, der hier einen Brief zurückgelassen habe. Dieser und anderes Privateigentum wurden ihm nicht nur ohne weiteres ausgeliefert, man bedauerte ihn auch als ein Opfer jenes blindwütigen Enteignungswahns, der Gesetz und Recht, sowie die elementarsten Begriffe von Mein und Dein auf den Kopf stelle. Sie alle wären ja ehemalige, um Stellung um Brot gekommene Handelsbesessene, die nur um der Existenz und persönlichen Unantastbarkeit willen hier saßen und möglichst wenig täten.

Ob er dann nicht das Wertvollste retten dürfe? wollte Rosenduff wissen.

Nein, das ginge nicht an. Die Aussicht sei scharf und das Revolutionstribunal schonungslos. Und überhaupt sei es nunmehr Zeit, mit der Inventuraufnahme zu beginnen.

Die verrosteten Alteisenstücke flogen in die Ecke und Rosenduff wurde mit blutendem Herzen Zeuge dessen, wie die von ihm wohlweislich unauffällig eingeordneten bessere Stücke nacheinander zum Vorschein kamen: das Schiffsfernrohr, die Garnitur zahnärztlicher Bestecke, der Glaserdiamant, die Schatulle mit alten Münzen, die Abendmahlskelche, das Poliphon, die Briefmarkensammlung und die vielen anderen Sachen, die er um ein Geringes erkanden hatte von jenen, die den Wert „gelegentlich erworbenen“ Gutes nicht zu schätzen wissen.

Die Bier aber lächelten sich verständnisvoll zu, sobald neues Diebesgut zum Vorschein kam, denn zur Hehlerbude war das Geschäft in den letzten Jahren geworden.

Rosenduff stahl sich verlegen fort, um seine Älteste den Stolz des Hauses ins Treffen zu schicken. Die graziöse Tochter des Südens, frei und sicher im Auftreten, wie so manches von schlichten, aber wohlhabenden Eltern verwöhnte und verhätschelte moderne Mädels,

reichte jedem Rätebeamten fest die Hand zum Gruß, warf dem jugendlichen Leiter aber Glutblicke zu, die jedes anderen Jünglings Herz hätten hochauflagen lassen müssen. Nur dieses vermochte es nicht zu entflammen, weil sein Besitzer, ein handfester Speichergeselle, im früheren bürgerlichen Leben, ihr gegenüber aus jener Verlegenheitsstellung nicht herauskam, die den Verkehr zwischen intellektuell und sozial allzu verschiedenen Gesellschaftsvertretern fennzeichnet.

Neben diesem Kraftmenschen bestand die Gruppe unfreiwilliger Nationalisatoren noch aus einem ehemaligen Geschäftsreisenden, einem kleineren Agenten und einem Bankbeamten, alle drei bejahrte Leute, denen die chronische Unterernährung aus bleichen Höhlwangen sprach.

An den letzteren nun wandte sich Fräulein Rosenduft, deren weiblicher Blick in ihm den geistig Vorgesrittensten erkannt hatte, mit der meisterhaft rührend vorgebrachten Kindesbitte, ihres armen alten Vaters zu schonen, der die Enteignung nicht überleben würde.

Was möglich wäre, versprach man ihr zu tun, und er möchte nur immer kommen, wenn er Lust habe. Rosenduft machte von dieser Erlaubnis ausgiebigen Gebrauch. Stundenlang wußte er aus seiner reichen Lebenserfahrung zu erzählen und er genoß stundenlang die Genugtuung, den Fortgang der Enteignung aufzuhalten, denn mit aller denkenden und hoffenden Welt erwartete er von Woche zu Woche den Augenblick der Befreiung aus dem menschenunwürdigen, widernatürlichen Zustand geistiger, physischer und politischer Knechtschaft.

Während der Unterhaltung wanderte Rosenduft von Fach zu Fach, faßte dieses Stück an, legte jenes zurück, griff aber zwischendurch nach seinem Taschentuch, wobei mancher Ladeninhalt mit verschwand. Die Vier taten, als bemerkten sie nichts. Allein gelassen, aber lachten sie hell auf: der Mann stahl seine eigenen Waren.

Indes wurde die Aufsicht strenger. An den Straßenecken lungerten Abspasser, in die Läden kamen unter nichtigem Vorwand Spürer. Das Wort „Sabotage“ lag als drohendes Menetekel auf aller Munde, die Sowjetblätter schäumten und drohten, und sie spornten die hungernden Sklaven des Kommunismus zu doppelter Leistung an.

Auch in Rosendufts Laden wurde jetzt „eingerissen“ und der frühere Geschäftsinhaber jammerte, er werde nun doch allen Ernstes „verstaatlicht“.

Es wäre in der Tat zur Enteignung gekommen, hätte sich nicht plötzlich die nahe Front verschoben, um weit nach Osten vorzurück. So geschah es, daß nach Stunden letzten rasenden Wütens

der bisherigen Machthaber und darauffolgenden bangen Minuten verhaltenen Athems die Sieger als Befreier einrückten und damit das Kartenhaus des Warenaustausches, wie der Raub fremden Gutes euphemistisch bezeichnet wurde, umbliesen. Rosenduft übernahm wieder sein Geschäft und buchte das Manko auf Gewinn- und Verlust-Konto.

Als er später einmal den früheren Enteignungsleiter traf, zog er tief den Hut vor ihm und sprach ihm seinen warmen Dank aus. Der harmlose, nun wieder mit Speicherballen hantierende Jüngling kämpfte zwischen lebhaften Unbehagen und Gewissensnöten. Der alte Menschenkenner las ihm beides vom Gesicht ab und beruhigte ihn: er meine es aufrichtig; was da fehle, sei eben dahin und vergessen. Wer habe nicht Sachen gegen Lebensmittel getauscht. Der Kommunistenstaat ernährte doch seine Beamten nicht, und leben will ein jeder. Er aber, der um ein Haar „verstaatlichte Rosenduft“, sei nun wieder Mensch und Kaufmann. Und das verdanke er nicht zum Geringsten den Enteignungsbeamten von Stuttschas Gnaden . . .

Rotstein und Leberecht.

Ein Zeitbild.

*

Während des ersten Kriegsjahres zogen sie an einem Strang, der eine als Reisende, der andere als Korrespondent einer A.-G.

Rotstein alias Koitstein aus Orscha im Mohilewischen war ein gewandter Geschäftsreisender. Jeder gewandte Handelsreisende betreibt gern ein Nebengeschäftchen. Aber selten einer aus Orscha ist imstande seine überschäumende geschäftliche Gedankenfülle halbwegs vernünftig und zusammenhängend zu Papier zu bringen.

Rotstein konnte Briefe wohl öffnen, sie richtig zu verstehen, geschweige denn zu beantworten vermochte er nicht. Logischerweise schlug es in das Spezialfach des Kollegen Leberecht, die schriftlichen Sachen des Anderen zu erledigen. Rotstein bezahlte die guten Dienste mit einem Blankowechsel auf die Zukunft; er bestellte Leberecht zum Mitinhaber der unmittelbar nach Kriegsschluß zu gründenden Firma Rotstein und Leberecht. Denn die Selbständigkeit ist der Lebensraum eines jeden Handelsbessenen aus Orscha und weitester Umgebung.

Allein schon im zweiten Kriegsjahr erhielt Rotstein den Abschied von der A.-G., die sich einzuschränken veranlaßt sah. Um so energischer widmete er sich den anderen Geschäften, um so intensiver nahm er Leberecht aus Gefälligkeit in Anspruch, um so mehr festigte sich dessen Stellung im künftigen Handelshause Rotstein und Leberecht.

Das dritte und vierte Kriegsjahr sahen Rotstein bald im Süden, bald im Norden. Er begleitete persönlich, schon buchstäblich die von ihm aufgestöberten und mit zäher Beharrlichkeit ins Rollen gebrachten Warenposten von Station zu Station, bis er sie glücklich am Ziel hatte. Fortlaufend wuchs das Credit auf dem persönlichen Konto seines Teilhabers in spe.

Im fünften Kriegsjahr erhaschte auch Rotstein einen Teil des Segens, der das Füllhorn der späten und überhasteten Besatzungsräumung in so reichem Maße über einer Legion Kriegsgewinnler ausschüttete. Rotstein wurde gemessen und wortkarg, es sei denn, er bedurfte Leberechtens Feder für Rechnungen mit fünfstelligen Endbeträgen.

Im sechsten Kriegsjahr endlich, als nach fünfmonatiger Nacht der Stokung allen Handels und Wandels der Morgen des neu-auflebenden Wirtschaftsverkehrs dämmerte, machte Rotstein sich selbständig. Aber es war keine Doppelfirma, die er ins Leben rief.

Es ist eine der undankbarsten Aufgaben, jemanden an eine Dankeschuld zu erinnern. Leberecht, nun auch Stellenlos geworden, schluckte nach der Verordnung des alten Doktor Not eine bittere Pille nach der anderen, bis er bei Rotstein Aufnahme fand, freilich nicht als Teilhaber, sondern als Stundenkorrespondent mit kärglichem Gehalt, das der Prinzipal ihm zu Beginn des siebenten Kriegsjahres, als die Teuerung gegen zuletzt sich verdoppelt hatte, um die Hälfte erhöhte.

Leberecht glückte es, einige Saattposten Rotsteins günstig unterzubringen. Günstig für Rotstein, insofern als eintaufend Pud *vicia sativa* — unsere simple Sand- oder Sommerwicke — nur dreißigtausend Zarenrubel gekostet hatten, dagegen für fünfundsiebzigtausend Reichsmark an den Mann gebracht wurden, was nach damaligem Kurs weit über 200 Prozent Gewinn ergab.

Den skandinavischen Käufer reute schon am nächsten Tage der Geschäftsabschluß, der sich für ihn als gänzlich verfehlte Spekulation erwies. Dafür erkannte er keinerlei Provisionsansprüche Leberechtens an.

„Aber sie versprachen mir doch tausend Rubel bei Geschäftsabschluß“, wandte dieser, ebenso überrascht, wie enttäuscht, ein.

„Halte Sie sich an die Rotstein. Die wollte Sie befriedige.“

„Er tut es ebenso wenig wie Sie.“

„Dann ich bedauere. Sie sein die Angestellte von die Rotstein. Ich könne Sie keine Provischion zahle.“

„Nur von zehn bis zwölf bin ich sein Angestellter. Das Geschäft brachte ich außerhalb dieser Zeit zustande.“

„Einerlei, Sie sein die Angestellte von die Rotstein und Sie habe keine Anspruch auf Provischion von mich.“

„Aber zahlten Sie mir nicht lehtthin die dreihundert für den vermittelsten kleinen Posten Kleesaat?“

Das rote Gesicht des alten Nordländers, dessen Augen während dieses Gespräches unverwandt das Barometer studierte, färbte sich um einen Ton dunkler. „Da habe ich sich versehe“, erklärte er langsam, „zahle Sie mich die Geld zurück.“

Leberecht schnellte vom Sitz auf. Der Skandinavier rief ihm nach: „Sie meinte gestern, Sie hätte eine finnländische Käufer auf meine unglückliche Waggon *vicativa*.“

Der andere empfahl ein heißes Drinkeln der Genugtuung, als er den Bescheid gab: „Freilich habe ich einen Käufer auch für zehn Waggons *vicia sativa*, aber, um ihre eigenen Worte zu

gebrauchen; wie soll ich als Kottsteins Angestellter des Geschäft vermitteln?"

Der Skandinavier zeigte eine Miene, als hätte er etwas Bitteres hinuntergewürgt. —

Bei Kottstein kam es zur weiteren Auseinandersetzung. Hartnäckig leugnete dieser, etwas von einer Vermittlergebühr dem Käufer zugesagt zu haben.

„Dann muß ich Sie verklagen und den Käufer als Zeugen aufgeben.“

„Das wird das Beste sein.“

„Ich werde bei der Gelegenheit auch meine sonstigen Beobachtungen verwerten.“

„Nämlich das von den Einkommenangaben, von gewissen Bucheintragungen und ähnliches mehr. . .“

„Das ist eine Erpressung!“

„Nennen Sie es auch so. Wie soll ich anders zu meinem Verdienst kommen, der nicht einmal den fünfzigsten Teil Ihres Reinerwerbes erreicht?“

Kottstein widersprach nicht mehr. Mit zitternden Händen öffnete er die umfangreiche Briefftasche, der er fünfhundert Rubel entnahm. Nach etlichen Minuten vergeblichen Feilschens legte er dreihundert zu und nach abermals zehn Minuten die restlichen zweihundert. In alten Zarenzeiten und Dreieren, deren Börsenwert damals schon tief unter demjenigen der „besseren“ höheren Scheine stand, zählte er noch den fälligen Gehaltsrest ab und erklärte, Leberechtsens Dienste nicht mehr zu bedürfen. —

In ungeahnter Weise reagierte — es war Anfangs 1920 — Rigas Markt auf dieses eine Gewaltgeschäft: vom Exporteur in absteigender Linie zum Aufkäufer, Vermittler, Reisenden bis herab zum litauischen Grenzpassier und Landmann, wollte ein jeder an der *vicia sativa* ein Vermögen verdienen, wie Kottstein es damit erworben hatte. Die Zufuhren mehrten sich von Woche zu Woche bei stetig wachsenden Preisen und Transportspesen. Auch der Fiskus hatte seinen Teil am ungesunden Geschäftsfieber; er beförderte eine Reihe langer Gildegramme, auf die aber wider alles Erwarten weder Skandinavier, noch das sonstige Ausland reagierten, denn wesentlich vorteilhaftere Angebote lagen damals aus Memel vor.

Man stellte sich die Enttäuschung derjenigen Käufer vor, in deren Speichern namhafte Posten meist ungedarrter *vicia sativa* liegen geblieben waren und zu schimmeln begannen.

So lagen die Dinge, als Leberecht und Kottstein, letzterer nun auch Inhaber einer Reihe unverkäuflicher Wagen Sommerwägen, sich auf der Straße begegneten.

„Herr Leberrecht, Herr Leberrecht“ rief Rottstein.

„Lump!“ erwiderte jener den Gruß.

„Herr Leberrecht, nur eine Frage: können Sie mir fünf Wagen Wicke verkauf —?“

„Haderlump!“ schnitt der Gefragte das letzte Wort ab.

„Ich biete Ihnen ein Geschäft an. Ich würde Sie jetzt als Kompagnon aufnehmen, Sie aber nennen mich einen, einen . . .“

„Erzhaderlump!“ —

Das ist die ungeschminkt wahre Geschichte von der nicht zustande gekommenen Firma Rottstein und Leberrecht.